Der Weg zum Himmel.

Roman

von

Karl von Heigel.

Zwei Theile in einem Bande.

Zweiter Theil.

München.
Verlag von Fr. Bassermann
1889.

I.

Sylvester=Abend! Der Südwind, der am Tage wehte, schmolz den Schnee auf den Dächern und Wegen. Ein Rinnen und Rauschen war in der Stadt wie im Gebirge zur Lenzzeit, und die Nachtluft feucht und schwer wie im Frühling. Allein weder das milde Wetter noch das Sterbestündchen des alten Jahres würden den Schlaf gestört haben, in den der Katharinenhof nach dem Gebetläuten zu versinken pflegte. Dieses Wunder gelang nur dem Herrn Stadtpfarrer. Papst in seinem Sprengel, hatte er Sylvester=Predigt und Andacht in die späte Nacht verlegt und die Gläubigen vor die Wahl gestellt, das neue Jahr entweder im Freundeskreise oder in der Katharinenkirche zu beginnen, vor die Wahl zwischen Punschglas und Gebetbuch. Und alle Vorzeichen sprachen für den Sieg der Kirche. Sobald es dunkel wurde, begann die Wallfahrt ungeduldiger Frommer und unfrommer Neugieriger nach dem Katharinenhofe. Feuerkörbe waren aufgestellt, die zwar mehr Rauch als Licht verbreiteten, aber „Stimmung" machten. Um Neun zogen die Katholischen Jünglinge auf. Sie hatten die Ordnung innerhalb und außerhalb der Kirche zu erhalten und beim Umzuge eine Ehrengasse zu bilden. Schwarzer Cylinderhut mit weißer Kokarde war das Gemeinsame. Man sah die

verwogensten Formen und ältesten Jahrgänge des Cylinders.

Während sonst in diesem heiligen Winkel am frühesten Feierabend gemacht wurde, blieben heute die Läden bis spät in die Nacht offen. Nur dasjenige Lokal, welches vielleicht die besten Geschäfte gemacht hätte, der Weinkeller zum lustigen Tiroler, war zu. Wirtin und Pflegekind begaben sich schon nach dem Gebetläuten in die Kirche, um — wie die Stiegler sagte — ja nichts zu versäumen. In jedem Hause waren alle Fenster hell. Das Katharinenstift war ein Feldlager. Die Reisigen der Kirche, Meßdiener jeden Alters, schulpflichtige Rangen und wacklige Greise, die Fahnen- und Kerzenträger frommer Bruderschaften, alle in Chorhemden, roten Unterkitteln und ohne Ausnahme in schmutzigen Stiefeln, drängten sich in den Gängen. Geistliche Gäste kamen. Das Eßzimmer im Erdgeschosse erwies sich zu enge; gleichwohl wagte man nicht, den Kapitelsaal zu öffnen, denn Er weilte noch oben in seinen Gemächern. Man behalf sich, öffnete die Thürflügel, ging umher oder unterhielt sich stehend.

Der alte Heckenblaichner war der einzige, der seinen Platz am Tisch behauptete, und der einzige Verdrossene. Mit jeder Prise wünschte er die Neuerungen zum Kukuk. „Kann er nicht warten, bis ich todt bin!?"

Kooperator Huber machte die Hausmutter, erteilte Auskünfte, empfing die Ankömmlinge und sorgte, daß niemand Durst litt, die Gäste und die Stiftsherren nicht, und der Herr Kooperator selber nicht. Sein Amtsbruder Käferle wand sich wie ein Aalchen hierhin und dorthin und war demütig vor den Gewaltigen und witzig mit seinesgleichen, ein wahrer Tausendsassa.

Bald nach Zehn begaben sich die Herren nach der Sakristei, nicht alle auf einmal, sondern erst der eine und andre, dann einige zusammen, wieder einzelne und Paare, endlich auch die Saumseligen.

Der arme Spielvogel! Bis jetzt hatte er in der kalten Kirche die Ausschmückung und Beleuchtung überwacht, nun mußte er in der heißen Sakristei sich zu Truhen bücken und in Schränke strecken, bald diesem bald jenem sich nützlich machen. Spielvogel hier, Spielvogel da!

Als Letzter trat der Stadtpfarrer ein, in glänzend weißem Chorhemd, mit glattem Gesicht und säuberlicher Tonsur. Allsogleich von seinen Getreuen umringt, lächelte er leutselig und blickte harmlos. So sind diese Redner!

Er blieb zurück, als um halb Elf die Glocken riefen und die Geistlichkeit auf einem Umwege und mit Gepränge in die Kirche zog. Er und sein treuer Page Spielvogel blieben allein in der Sakristei zurück.

Der Meßner, den Blick auf seinen Gebieter gerichtet, rieb mit seiner Perücke sanft den schweißbedeckten Schädel; Steinacker aber, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, ging auf und ab und sah bei weitem nicht mehr so vertrauenerweckend wie vorhin aus. Plötzlich horchte er auf, stampfte mit dem Fuß und rief: „Sagte ich denn nicht, daß sie mit der Katharinenglocke erst um Zwölf läuten sollen?"

Spielvogel legte das Haupt auf die Seite und erwiderte mit einem Dulderlächeln: „Hochwürden, die große Kathi ist nicht dabei; sie läuten nur mit den fünf anderen Glocken."

„Wirklich? . . . Dann ist's mein Blut . . ."

„Hochwürden haben sich überarbeitet."

„Möglich, möglich!" Und der Blick, mit dem er jetzt

umhersah, war in der That matt und müde; zuletzt haftete er an der Stelle, wo früher das alte Bild gehangen hatte. „Die leere Wand stört mich," sprach er. „Wie lange braucht denn der Maler? Der geht ja über einen Uhrmacher!"

„Ich hab' es mir gleich gedacht. Wohnt in Kindsbrünnel! Da müssen ja im Winter die Farben einfrieren!"

„Das haben Sie nun wieder gleich gedacht! Wie Sie mich damit ärgern! Schweigen Sie doch! Sie machen mich zerstreut. Lesen Sie, was über der Thür steht: Silentium!"

Das Neujahr fängt gut an, dachte Spielvogel, und ein Seufzer flog zum Ledererbräu . . .

Was wir einen Umweg nannten, hieß den Stiftsherren ein Umgang. Man zog über den Katharinenhof, schwenkte in die Neue Straße und ging durch die Hauptpforte in die Kirche, die Bruderschaften, die Franziskaner — der Bruder Bierbrauer war auch dabei — Chorknaben und Sänger endlich die Stiftsherren in mehr oder minder prachtvollen Obergewändern. Das Gedränge vor der Kirche war fürchterlich, die Kirche voll wie ein Ei. Glücklicherweise bestand die Ehrengasse aus handfesten Leuten.

Im Chorgestühl saß die vornehme Welt; Herzogin Cäcilie kam mit ihrem Hofstaat, ihr Sohn aber und sein Mentor waren im Klub der Unpolitischen; dafür waren Exzellenz Wandl und Baron Ferdinand Oberkirch nicht bei Lissac, sondern in der Katharinenkirche.

Um das Lilienbanner an der Kanzelseite hatten sich die Jungfrauen vom Herzen Mariä gesammelt, wenn auch nicht alle zweitausend, so doch viele Hunderte, barhäuptig, mit einem weißen Bande im Haar. Das Flügelkleid war ihnen in anbetracht der Jahreszeit erlassen. Mitten unter den

Jungfrauen kniete die Stieglerwirtin. Sie war im Gewühle ängstlich geworden und wich ihrer Pflegetochter nicht mehr von der Seite. Uebrigens war sie im Korps der Jungfrauen nicht die Aelteste.

Kaum war die Geistlichkeit innerhalb des Altargitters, schlugen die aufgestauten Wogen wieder zusammen. Alle Gänge in den drei Schiffen, alle Nischen und Winkel waren überfüllt. So viele Kerzen brannten, war doch mehr Schatten, als Licht; da und dort leuchtete eine blutrote Pfeilerbekleidung auf, die vergoldeten Altäre blinkten und das große Kreuz mit dem heiligen Splitter, das heute über dem freistehenden Hauptaltar hing, strahlte sonnenhaft. Die Gemeinde war ein ungeheurer dunkler Knäuel, über den jetzt eine Orgelfuge wie eine Windsbraut brauste.

Dann begann der Jungfrauenbund die lauretanische Litanei zu singen, schrill, kreischend . . .

Rose aus dem Himmelsfeld,
Thurm des David's wohlbestellt!
Schöner Thurm von Elfenbein,
Haus von Gold gezieret rein,
Dir geht nach und dir geht vor
Der schneeweiße Jungfrau'n-Chor:
Dir erzeiget Lob und Ehr'
Das ganze himmelische Heer.

Die Stieglerwirtin vergoß schon jetzt Thränen der Rührung.

Dann fuhren wieder Orgelstöße in das Weihrauchgewölk; allmählich besänftigten sie sich, und als nur noch eine Hirtenschalmei von ferner Höhe klang, betrat der Stadtpfarrer die Kanzel.

II.

Nach einer harmlosen Einleitung über den Jahreswechsel, wobei wie üblich der Pendel, die Sense und der dunkle Vorhang zum Vorschein kamen, eröffnete Steinacker seinen Zuhörern, daß sie keine eigentliche Predigt zu erwarten hätten. Er habe den Ruf in die Kirche ergehen lassen, weil nach seinem Empfinden der Katholik das Jahr schicklicher mit Gedanken an Gott beginne, als mit Bechern oder Tanzen. Während also sonst die Herren um diese Zeit vom neuen liberalen Wahlkandidaten und die Damen von der allerneuesten Firlefanzerei im Frauenlob sich unterhielten, würde er ihnen von himmlischen Dingen sprechen, sie auf einer lichtblauen Brücke von einem Jahr ins andere führen. Allerdings sei das Himmelblau nicht mehr modern, sogar bei den Unpolitischen gebe man jetzt dem revolutionären Rot den Vorzug . . . (Lächeln und Nicken und Flüstern im Chorgestühl.)

„Ich weiß, ich weiß," fuhr er, wieder ernsthaft, fort, „welch ein Opfer ich von euch verlangte, allein die Worte des Apostels tönen mir bei Tag und Nacht im Ohr: Predige das Wort, halte an damit, es sei gelegen oder ungelegen; überweise, bitte, strafe in aller Geduld und Lehrweisheit; denn es wird eine Zeit kommen, da sie die gesunde Lehre

nicht ertragen, sondern nach ihren Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen, welche den Ohren kitzeln.

Als ich, ein Jüngling, aus meiner Heimat hieher wanderte und an einem lodernden Abendhimmel die Stadt wie ein lebendiges, dampfendes Ungetüm hingelagert sah, rief ich: Ich will dich mir erobern! Jener jugendliche Ehrgeiz und Übermut ward in der Schule des Lebens und unserer heiligen Kirche geläutert. Heute ruf' ich: Ich will dich dem Himmel erobern! Denn du Stadt, ehedem die festeste Burg des Glaubens und das edle Gefäß der göttlichen Wahrheit, du auch horchest jetzt Lehrern über Lehrern, die den Ohren schmeicheln, und bist nicht gläubiger mehr, nicht frömmer und unschuldiger, als Chorazin und Betsaida!

Ach, diese Lehrer, die euch für den allwissenden, allsehenden, vom Flügelschlag der Myriaden Engel umrauschten Himmelskönig ein ehernes erbarmungsloses Räderwerk gaben, die euch für das Wiedersehen im Jenseits die Aussicht auf ein ewiges Grab in der vergletscherten Erde bieten, diese Lehrer über Lehrer, was haben sie aus euch gemacht? Blickt um euch und in euch! Eine dämonische Unruhe geißelt die Menschheit und die einzelnen. Der Herzensfriede fehlt Fürsten und Völkern. Der Kampf um die Macht zehrt jene auf, die Jagd nach dem Mammon diese.

Brüderlichkeit! schrieb man auf die neue Fahne. Heuchelei! Wo stehen die Tafeln für die Hungrigen?

Die Christen bauten aus den Trümmern des Heidentums Kirchen und Klöster. Was würde heute aus Kirchen und Klöstern, wenn sie den Wühlern erlägen? Schaubühnen der Venus. Der frechen Venus! Denn wie eure Hochschulen den Unglauben pflegen, so eure Theater die Unzucht."

Jesses, wenn doch die Miedei in der Kirche wär'! dachte die Stieglerwirtin.

„Das Recht des Stärkeren ist der Kern und Nerv der neuen Lehre. Brüderlichkeit! Wozu dient euch der Blitz, mit dem ihr euch Götter dünkt? Kain, wo ist dein Bruder!? Hochmütiges, dem Himmel trotzendes Geschlecht, vergaßest du so ganz die Demut deines Erlösers? Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist! rief er, während zum Zeugnis seiner Göttlichkeit die Sonne sich verfinsterte, die Erde bebte und die Toten den Gräbern entstiegen.

Unter den Heiden gab es Herren und Sklaven, in der christlichen Zeit Herren und Diener, heute haben wir nur noch Herren. Wenigstens sollte man aus euren Reden schließen, daß die Mehrheit am Ruder ist und Anfang und Ende weiß. Da, während ihr schlaft, fällt irgendwo ein Schuß, und wenn ihr aufwacht, ist die Welt ein Feldlager und euer Vermögen, eure Zukunft und das Leben eurer Söhne schweben auf Schwertesspitze . . . Sklaven!"

„Er spricht doch zu d—d—drastisch!" bemerkte Exzellenz Wandl zu Oberkirch.

Über den Donner seiner Stimme bei dieser Stelle erschrak der Stadtpfarrer selbst und lenkte ein.

Und nun gab er ein köstliches Stilleben aus der guten alten Zeit zum besten. Er schilderte das genügsame traute Familienleben, den gottesfürchtigen, ehrenfesten Hausherrn, die züchtige Hausfrau, die kindlichen Kinder; man sah die friedliche Stadt, das behäbige Thor, die Giebelhäuser mit Erkern und echten Butzenscheiben, die hohen Kirchendächer und vielen, vielen Thürme. Wie eine schöne Abendmusik von einem derselben klang sein Lob jener romantischen Zeit;

die Berge unerledigter Akten, die Abgründe der Folterkammer und das Blutmeer der Religionsfehden blieben allerdings unerwähnt.

„Lasset uns wieder wie unsere Väter werden," rief er, „einfach und einfältig, gläubig und glücklich! Ihr Verirrten und Verführten, kehrt zur Kirche zurück, die immer unveränderlich, einig und unfehlbar blieb und bleiben wird! Ihr Getreue, sammelt euch, kämpft! Es ist geschrieben: Fluchet nicht, segnet! Aber jene erhabenen Apostel standen im Tagesanbruch, sie hatten die Welt vor sich und waren vom Bruderkuß ihrer ersten Jünger warm und weich gestimmt. Wir dagegen blicken auf eine große Vergangenheit zurück und schauen mit Entsetzen die Kluft zwischen damals und heute. Millionen ihrer Kinder hat man der Kirche entrissen, aber und aber Millionen schwanken — da wird sie zur streitbaren Mutter und erinnert sich ihrer alten Kraft und Herrlichkeit und verlangt den Fluch über die Gotteslästerer und die Steinigung als ihr Recht!"

Er machte eine Pause. „Was hat er gesagt?" wisperte die Stiegler Magdalenen zu; „wen sollen wir steinigen?" Der Meßner, der auf der Kanzeltreppe saß, sah auf die Uhr und dachte: Donnere du, ich werde wetterläuten.

„Eins können auch jene Klugen und Schriftgelehrten nicht leugnen, die menschliche Sehnsucht nach dem Glück. Sie verweisen euch auf das irdische Glück, aber können es nicht geben. Denn das Wissen, daß die drei Winkel eines Dreiecks zweien rechten gleich sind, macht in aller Ewigkeit nicht glücklich. Das Glück ruht im Gemüt, und eben das verwirren und vergiften sie. Die Kirche dagegen lehrt euch die dunkle

Sehnsucht verstehen, nährt sie hienieden an ihrer Mutterbrust und verbürgt ihr die Erfüllung im Jenseits.

Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird!

O, meine Geliebten, nehmet Eure Unrast und Unseligkeit nicht ins neue Jahr hinüber! Kehret zurück in die Heimat! Erhebt einen einzigen reuigen Blick dorthin" — er wies auf das strahlende Kreuz — „und im Namen der Kirche sage ich jedem von euch: Sei fröhlich und guten Mutes, denn mein Kind war tot und ist wieder lebendig, es war verloren und ist wieder gefunden!"

Ein tiefer Glockenton erschütterte die Luft . . . Mitternacht! . . . „Sursum corda! Empor die Herzen!" rief der Prediger, und jetzt fielen andere Glocken und die Orgel ein. Spielvogel aber, seine Uhr in der Linken und das Schnupftuch, womit er das Zeichen gegeben hatte, in der Rechten, schmunzelte: „Die große Kathi!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun drängte sich die Menge aus allen Thoren; wie nach einem Schauspiel, die einen erbaut, die anderen unzufrieden. Draußen riefen Bekannte einander Prosit Neujahr! zu; Unverbesserliche dachten beim Anblick der erleuchteten Stockwerke in der Neuen Straße, daß die Sylvesterabendfeier in warmer Stube und bei heißem Punsch doch nicht so übel sei. Mädchen rollten die Augen zum Himmel empor und gelobten ihm ewige Frömmigkeit. Aber schenke meinen Eltern Einsicht und mir meinen Bräutigam!

Viele, namentlich Frauen, spannen den einen und andern Faden still im Gehen fort. Oder im Fahren. Denn die Vornehmen und Reichen wurden — auch wie nach dem Schauspiel — von ihren Wagen abgeholt.

Auf dem weniger beengten Katharinenhof trat man in Gruppen zusammen und tauschte die Meinungen aus, vernünftige, einseitige, aufrichtige, vorsichtige . . . „Er hat recht, diese allgemeine Unzufriedenheit!“ — „Natürlich hat er recht,“ fällt ein zweiter ein. „Gewisses weiß man nicht, also bleiben wir beim Alten . . .“ — „Habt ihr den Hieb verstanden?“ bemerkt ein Pfiffiger, „alles fürs Militär!“

„Und wie die Glocken einfielen — die Thränen kamen mir in die Augen. Es war zu schön!“ sagt Frau X zu ihrer Freundin. „Ich lasse meine Tochter nicht mehr ins Theater gehen,“ versetzt diese, in Gedanken.

Manche dachten nur an ihr Bett, und für sehr viele, darunter sehr Fromme, war die nächste Gewissensfrage die: Ins Kaffeehaus oder zum Ledererbräu?

Während die Geistlichen in die Sakristei sich zurückziehen, bleibt Herzogin Cäcilie mit den Ihrigen im Chorgestühl sitzen. Fräulein von Hagen friert und nimmt ihre Atlaskapuze über. „Der vortreffliche Steinacker!“ sagt die Herzogin. „Er sprach milder als ich erwartet hatte, einige Ausdrücke hätte ich allerdings noch milder gewünscht, aber im ganzen find' ich seinen Vortrag ausgezeichnet . . . Die freche Venus ist stark, im Grunde richtig . . . Die freche Venus! . . . Ich bedaure jetzt, daß ich den Prinzen für den Klubabend erwärmte . . . Wer bürgt mir für das Programm! Daß Oberkirch Père die Predigt vorzog, macht mich bedenklich.“

„Und Exzellenz Wandl waren auch in der Kirche,“ sagte

Fräulein v. Hagen und schob den Kapuzenzipfel, der ihr über die Nase fiel, beiseite. „I, Exzellenz sind noch da . . . Er möchte zu Hoheit und sitzt eingekeilt."

„Bah!"

Währenddem unterhielt sich Hermann Krügel, der vor kurzem aus dem Stall zum inneren Dienst berufen worden war, mit dem Kammerdiener des Barons. Sie standen am Eingange des Chorgestühls; sie sprachen leise, und jeder hatte dabei seine Herrschaft im Auge.

„Warum seid ihr denn nicht bei den Unpolitischen?"

„Die Geschichte mit ihr paßt uns nicht."

„Glaub's. Kavalier bleibt Kavalier."

„Mir war's recht. Ich ging lieber in die Predigt, als in den Klub. Was sagst du zu unserm Hochwürdigen! Wie? Das ist ein Mann!"

„Na! Ich sag auch, steinigen soll man sie!"

„Wen, glaubst du?"

„Ja, wen! Ich weiß das nicht, das muß der Hochwürdige wissen. Aber wenn's losginge, ich thät' mit! Du nicht?"

Der andere zog die Brauen hoch. „Das war ja nur bildlich gemeint . . . Wir geh'n. Bist du jetzt Lakai? Auch nicht übel. Servus!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Stadtpfarrer nahm in der Sakristei die Beglückwünschungen seiner Amtsbrüder entgegen, dann hielt er einen Triumphzug durch die Reihen seiner Bewunderer und Günstlinge, die im langen Gange des Stiftshauses bis zur Sakristei Kopf an Kopf sich drängten. Geistliche und Laien, Frauen, Mädchen. Viele, die nicht mehr ins Haus konnten,

hielten es für Pflicht, draußen zu warten. Bis zum Lustigen Tiroler standen Getreue.

Spielvogel schritt dem Gefeierten voran und machte Bahn. Der Stadtpfarrer nickte nach rechts und links, lächelte und winkte. An der Treppe standen die Stiegler und Magdalene. Sobald Steinacker näher kam, warf sich die Wirtin auf die Kniee und zog ihre Begleiterin zu sich nieder. Der Hochwürdige that, als sähe er sie nicht, und stieg hinauf. Er war mit seinem jungen Beichtkind unzufrieden, und dafür — so ist der Lauf der Welt — mußte die Alte büßen. Magdalene fand in ihrem bescheidenen Sinne das Uebersehen ganz natürlich, die Wirtin von Hohenbüchel dagegen fühlte sich tief gekränkt. Sie dachte und dachte — endlich glaubte sie den Grund zu wissen: er hat mir's angesehen, daß ich nicht alles verstanden hab'! . . . Das war ein Irrtum, aber sie knüpfte eine sehr richtige Bemerkung daran. Der's versteht und der's nicht versteht, sind außer Frage, nur der's nicht verstehen will, verdient Strafe.

Auf dem Treppenabsatze kehrte sich der Stadtpfarrer um, und da die Thürflügel weit offen standen, sah er das Gewühl drinnen und draußen. Seinetwegen! Es that ihm wohl. Er zauderte einige Augenblicke. Dann hob er die Hand zum Segen.

III.

War der Mann, der jetzt mit verdrossener Miene, das Kinn auf der Brust, die Arme auf den Seitenlehnen, im Sorgenstuhl saß, derselbe, der strahlenden Auges und mit mildem Lächeln seine Getreuen gesegnet hatte? Der schwarze Kittel war bis zum Gürtel aufgeknöpft; der feiste Leib, den das wollene Hemd spannte, hob und senkte sich mit den Atemzügen! Wurde Matthias, indem er sein Amtskleid auszog, ein andrer, wie ein alter Schauspieler, wenn er die Schminke abwischt und die Lockenperücke ablegt? Jedenfalls besaß er nicht die glückliche Eitelkeit des Künstlers. Er war mit seiner Predigt durchaus nicht zufrieden. Wie ein Schöngeist, nicht wie ein Gottesgelehrter, schwermütig, nicht zornig, hatte er gesprochen.

Da, auf dem Schreibtisch lag noch das Evangelium aufgeschlagen, und ein roter Strich bezeichnete den Text, den er seit langem für seine Neujahrspredigt gewählt hatte: Da fing er an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert. Wehe dir, Chorazin, wehe dir Betsaida! — Was für ein Donnerwetter ließ sich aus dieser Stelle machen, und wie sachte ging es nieder! Er sah unwillig auf das Tintenfaß. Das hat man vom Grübeln und Kritzeln, Drechseln

und Feilen, anstatt dem heiligen Geist zu vertrauen! . . . . Er hat von Fluch und Steinigung gesprochen — Spiegelfechterei! Er würde nicht drohen, wenn er befehlen könnte . . . Freilich muß der Prediger Rücksichten nehmen auf Geschlecht, Stand, Bildung. Auch Matthias will weder für einen Dummkopf, noch für einen Heuchler gehalten werden. Ja, wenn alle Zuhörer wie die Wirtin von Hohenbüchel wären! Für die brennt immer noch die Hölle des Peter Lombardus, das Feuermeer, dessen Widerschein die untergehende Sonne rot färbt. Ihr gruselt noch, wenn er mit den Qualen der Verdammten droht! Allein solcher Gläubigen vom alten Schlage sind nicht mehr viele. Die Entdeckungen der Chemie haben auch unsere Vorstellungen von der Hölle stark verändert.

Aber haben wir nicht die Hölle auf Erden? Ihr Mächtigen, fürchtet das Volk, das ohne Religion ist; Knechte, zittert vor dem Herrn, den nicht mehr die Kirche bändigt! So muß man reden! Auch die Furcht vor dem irdischen Strafgericht macht Gläubige . . .

Er hat Verse angeführt, weltliche Verse in der Katharinenkirche! Was würde er sagen, wenn das seinem Kooperator Käferle einfiele (dem andern, dem Huber fällt überhaupt nichts ein)! Woher diese neue Lust des Alternden an empfindsamen Gedichten! Er hatte die Verse gestern in einem Sammelheft aus seiner Studienzeit gefunden. Dasselbe lag neben dem Evangelium, und er nahm es und las das ganze Gedicht — das siebente der geistlichen Lieder Hardenbergs. Dann bückte er sich tiefer auf das Blatt und las eine Stelle noch einmal:

Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Atem des Lebens sog . . .

Von heißen, geliebten Lippen . . . Diese drei Worte erweckten ihm die Erinnerung an längst gebüßte, lange vergessene Sünden. Er sah das Haus am Heideweg, den nahen Wald, den lockenden Fluß; er wanderte mit ihr durch die Sommerluft, mit ihr, die für ihn die Nymphe jener Landschaft war — eine Erinnerung knüpfte sich an die andre; eine Reihe irdischer Vorstellungen ließ ihn die Predigt, die Kirche und Gemeinde vergessen; der Fels wurde Fleisch. Seine Hände zitterten . . . er warf das Buch von sich und sprang auf.

Das ist der heiße Atem dieser Welt! Er kann davon reden. Wie der Geruch aufgebrochener Acker-Erde, dann wieder fein wie der Duft der Rebenblüte, ein andermal widerlich stark wie Moschus dringt er durch das Beichtgitter, erfüllt die Kirche, die Sakristei und das Stiftshaus.

Auch dafür macht er die Modernen verantwortlich, sie, die an die Stelle der himmlischen Mächte die ewig wiederkäuende Natur setzten. Der kategorische Imperativ! Erklärt ihn doch den Geschäftsleuten oder den Frauen und Kindern, den Gemütsmenschen. Und warum *soll* der arme Lazarus tugendhaft sein? Der Natur ist er gleichgültig, die Gesellschaft ist gegen ihn ungerecht. Es ist nicht anders: eine unheilige Welt ist eine unsittliche.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!

Nun fühlte er sich wieder, stolz im Besitze der Wahrheit, als Reiniger und Retter der Menschheit! Denn auch Matthias nannte seine Ecke die Welt. Die Welt, die Menschen waren besser und glücklicher, als die Kirche herrschte,

also müssen wir der Kirche die Herrschaft zurückerobern. Mit allen Mitteln!

Umkehren!

Und dieser Mann hatte einstens mit dem Skalpell am Seziertisch gesessen! So gibt das Amt mit der Zeit jedem die Überzeugung von der Würde und Notwendigkeit seines Amtes. Dem Richter wie dem Scharfrichter.

Übrigens unterschätzte Matthias die Wirkung seiner Predigt. Ja, wenn das Wort schlechthin wie ein Saatkorn entweder auf fruchtbaren oder auf unfruchtbaren Boden fiele. Aber der geheimnisvolle Boden — nennen wir ihn Gemüt — verwandelt schon das Saatkorn. Leidenschaftliche Worte indes werden immer größeren Erfolg haben, als das besonnene an die Vernunft.

Die Neujahrsfeier hielt die Schenken offen und die Leute wach, und man sprach und hörte allenthalben von der Predigt. Man stritt dafür und dawider, und Friedfertige erschraken dabei über die aufgewühlten Gedanken und spannen doch dieselben auch in ihrer Kammer fort. Wenn Gedanken Laute wären, würde jene Neujahrsnacht schrecklicher gewesen sein, als eine Sturmnacht in einer Stadt am Meer.

— — — — — — — — — — — —

Mit einem Seitenblick auf einige Durstige vor der ungastlichen Thür des Lustigen schritt die Stieglerwirtin ins Haus. Die vermeintliche Ungnade des Stadtpfarrers machte sie unbarmherzig.

„Wenn wir aufgemacht hätten!" meinte schüchtern Magdalene, während die Ziehmutter ihre Unter-Innthaler Tracht mit dem Nachtgewand vertauschte.

„Für die Liederlichen ist der Ledererbräu," entgegnete

barsch die andre. „Ich hab' Kopfweh. Das ist ja schrecklich! Jetzt wirft auch Hochwürden mit den Millionen umeinander!"

Zum erstenmale war die Stiegler mit Hochwürden und war Magdalene mit der Stiegler unzufrieden. Denn heute, meinte Magdalene für sich, müsse man eine Ausnahme machen. Vielleicht würde das neue Jahr einen lieben Gast gebracht haben. Im nächsten Augenblicke hing sie am Hals der Alten und wünschte ihr Glück und Segen im neuen Jahr und dankte ihr für alles Gute im alten.

„Durch Wohlthun wird man Gott ähnlich," versetzte die Stiegler selbstgefällig und bewies damit, daß sie nicht den Menschen, sondern dem Himmel zuliebe Wohlthaten erwies. „So lang ich lebe, wirst du keine Not leiden. Und warum soll ich nicht noch lange leben? Meine Mutter ist achtzig Jahre alt geworden. Freilich meiner Verwandtschaft in Hohenbüchel sterb' ich nicht bald genug. Aber justament thu' ich ihnen den Gefallen nicht." Sie schwieg eine zeitlang nachdenklich. Dann fuhr sie fort. „Wenn man in der Neujahrsnacht in einen Backofen horcht, hört man entweder Hochzeit- oder Begräbnisläuten. Schade, daß wir hier keinen Backofen haben, ein Ofenrohr thut's nicht. Sonst! . . . Vielleicht wird der Spitzmüller Karl doch dein Mann."

Magdalene hatte somit einen Namen und einen biederen Namen für ihre Wünsche, als sie sich niederlegte. Wo mag der Freund jetzt sein? Sie hat ihn seit dem heiligen Abend nicht mehr gesehen. Sicherlich schämt er sich und bereut . . . Aber kommen sollte er. Sie hat ihm verziehen und die Frau Mutter auch. Ihr vergab der Beichtvater nicht so schnell. Denn Sünde war's — Sünde — aber...

Von der Predigt hallt ein Wort in ihr nach. Das

feine Ohr der Italienerin ist seit dem Vortrag der Schwester auch für ungereimte Verse empfänglich . . .

Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet!

Ein Seufzer entquoll ihr; geschwind schlug sie ein Kreuz und verkroch sich unter die Decke . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Schloßplatz, viermal so groß wie der Katharinenhof, war am Sylvesterabend nicht weniger belebt, als dieser. Doch bot er ein wesentlich andres Bild. Das Schloß des regierenden Fürsten, ein Neubau in den heiteren Formen der französischen Früh-Renaissance, die andern prächtigen Häuserseiten, die breiten Fahr- und Fußwege, die zahlreichen Lichtträger — das alles war von großstädtischem Stil. Vor Lissacs Speisehaus, das mit seinen vielen breiten Fenstern, seiner prunkvollen Eingangshalle dank dem neuen Licht inmitten der Nachbarhäuser wie ein Märchenpalast schimmerte, war das Gedränge am dichtesten. Nach acht Uhr war im Erdgeschoß kein Platz mehr unbesetzt, im ersten Stocke die Gesellschaft der Unpolitischen mit Ausnahme der Exzellenz Wandl und des älteren Oberkirch vollzählig versammelt, im zweiten alles zum Empfange der Festgäste bereit. Dreißig Tische zu je zehn Personen waren im Hauptsaale gedeckt und mit Blüten besäet, leichte Blumengewinde zogen sich unter der Felderdecke hin.

Die Kellner in neuen Fräcken, mit den steifsten Hand- und Armkragen, das Haar bis in den Nacken gescheitelt, standen innerhalb ihrer Bezirke, Tafeldecker und Kellermeister an der Anrichte. Engelbert, die lange Liste der Gäste in der Hand, ging mit Monsieur Lissac von Tisch zu Tisch,

von Stuhl zu Stuhl. Der Hausherr rückte hier eine Gabel, dort ein Glas in die Linie und mischte in einem Blumenaufsatz die Garben wirkungsvoller. Ein Theater reichte vom Boden bis zur Decke; gegenüber auf dem mittleren Geländergange hatte das Orchester des Thalia-Theaters seinen Platz, auf den seitlichen Galerien eine Anzahl Damen. Lärm und Unruhe hinter dem Theatervorhang nahmen kein Ende.

„Mehr rechts! . . . rechts!" befahl eine Stimme; ein etwas heiserer Sopran schlug einige Triller; „Herr von Murr! Herr von Murr!" rief ein tiefer Baß dazwischen. „Murr!" schrie ein ganzer Chor . . . Die Musiker stimmten ihre Instrumente; die Damen auf den Galerien wisperten und kicherten.

„Alles in Ordnung," sprach Engelbert. Lissac überblickte das Ganze und sagte: „Sehr stilvoll! Ich kann jetzt Seine Hoheit mit Ruhe unten erwarten."

Der Fabrikant warf sich auf den ersten, den nächsten Stuhl. Diese Dummheiten, seufzte er, machen mich müder, als die ernsteste Arbeit . . . Frack und schwarze Binde war den Unpolitischen für die Festtafel vorgeschrieben. Engelbert trug kein Ordensband — nicht grundsätzlich, sondern weil er keine Orden besaß. Jetzt sah er nach der Uhr, jetzt auf den Vorhang, der sich hin und her bewegte. Zu gerne würde er auf die Bühne gegangen sein. Was hinderte ihn daran? Er belog sich selbst. Diese „Dummheiten" ermüdeten ihn, weil sie ihn gewaltig aufregten.

Über einige steile Stufen gelangte man durch eine Seitenthür aus dem Saal auf die Bühne. Jetzt kam Emerich Oberkirch vorsichtig dieselben herab. Nachdem er die Damen auf den Galerien gemustert hatte, setzte er sich zu Engelbert.

Auch er war aufgeregt, auch er heuchelte äußerste Unbekümmertheit.

„Herr Engelbert, ich soll Sie grüßen!“

„Von wem?“

„Von der kleinen Hellner. Sie leistete uns Gesellschaft, das heißt, sie war uns überall im Wege. Die Sache stimmt jetzt, und wir wollen in Gemütsruhe ein Glas Sekt trinken.“

Da thun Sie recht. Ist Faber noch da?“

„Ja, doch läßt er sich nicht mehr halten. Schrullen! Kommen Sie mit! Wir haben unser Lager im Wintergarten. Lustig wie eine Maskerade und dabei alles echt! Und was ist Frau Blume ein gemütlicher Schutzengel! Und der weise Samuel ist auch bei uns. Wie sagt Schiller?

Und wer keinen Frack hat,
Stehle sich in unsern Bund!

Er wird deshalb mit uns Künstlern soupieren. Und außer diesen Ihren Bekannten finden Sie alte und junge, mehr oder weniger hübsche Damen aus den achtbarsten Häusern, Künstler mit und ohne Talent . . . und alle, mit Ausnahme Armidens, sind sehr nett gegen mich. Kommen Sie! Es geht ja bald auf Neun.“

„Lieber Baron, seit acht Tagen kenne ich die Speise-Ordnung, ich kostete von allen Weinsorten; ich bin seit Sieben hier und weiß genau, wer auf der Galerie ist. Lassen sie mir also die eine Überraschung! Blume hat mir von der gestrigen Hauptprobe schon zu viel erzählt.“

„Hat er? Ja, sie ist wunderbar!“

„Wer?“

„Wer!? Schäker! Morgen spricht die ganze Stadt von

ihr. Und — sie weiß es! Glauben Sie mir, sie weiß bereits ihren Preis! Ihre Gönnerin ist meine Stiefmutter, immerhin wohnt das Fräulein in unserm Hause. Und wie behandelt sie mich!" Emerich würde von seiner Niederlage bei Armida schwerlich so freimütig gesprochen haben, wenn er nicht seines Sieges über die Schwester sicher gewesen wäre. Engelbert aber fühlte ein merkwürdiges Behagen.

„Unglaublich!" sagte er schalkhaft.

„Ja, sie ist klug und kalt."

„Bei einem armen Mädchen kein Fehler."

„Arm bei dem Glück! In der schlimmsten Lage findet sie eine Gönnerin, die Millionärin und mehr Freigeist, als Freifrau ist! Mit einem Sprung ist sie aus einem Bauernnest beim elektrisch beleuchteten Lissac und sieht den Adel und die Börse zu ihren Füßen. Denn so kommt's, sag ich Ihnen, so kommt's; dafür sorgt der Katharinenhof."

„Der Katharinenhof," sagte Engelbert. Die Absage Oberkirchs des Älteren war ihm eingefallen. „Ihr Papa hat abgeschrieben."

„Was wollen Sie! Papa ist in den unglücklichen Jahren, in denen man sich noch jung fühlt, aber schon alt ist. Es ginge wohl, aber es geht nicht. Und dabei immer eine Armida vor Augen zu haben. Ich begreife seine üble Laune. Holla, Faber, was gibt's?"

Faber, im Überzieher, den Hut in der Hand, kam hastig die Stufen herab. „Emerich!" rief er von weitem, „Sammeln! der Prinz ist da."

„Schön, daß er so pünktlich ist, aber zu den lebenden Bildern kommt er noch lange nicht."

„Halten Sie das, wie Sie wollen, jetzt haben Sie das Kommando; der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan.“

Emerich war schon auf dem Wege zur Bühne. Auch Engelbert hatte sich erhoben und bot dem Maler beide Hände hin. „Muß denn geschieden sein? Im Palmenhaus stört Sie niemand, und nach Mitternacht würden wir uns in einem ruhigen Winkel zusammenthun, Sie und Samuel Kohn und ich —“

Faber war stark erregt. „So denken Sie jetzt — Sie sind noch kalt gestellt — aber warten Sie nur — sehen Sie! Und wenn Sie dann noch im Winkel bleiben, mal' ich Sie mit einem Heiligenschein!“

„Sind Sie denn auch behext!“ entgegnete Engelbert mit erkünstelter Gelassenheit; „oder sprechen Sie vom Ganzen?“

„Von ihr, wovon denn sonst! Was ich da zusammenbrachte, ist ganz hübsch, recht wirkungsvoll und abscheulich wahr. Aber Emerichs Einfall war pyramidal! Sehen und dann sprechen!“

„Ich fürchte, wir beide sahen sie schon viel zu oft.“

„Und doch wieder heut' zum erstenmal! Es ist um toll zu werden. Ich, der den verzwickten Apparat aus Häutchen und Nervenzellen und Gallert, das Auge, doch lange genug ausprobte, ich, der Maler, der Luft, Licht, Reflexe, Lokalfarbe, Glanzlichter, Halb- und Schattentöne, kurzum alles das sieht, was ihr nicht seht, ich komme bei diesem Mädel nicht aus dem Staunen!“

„Zugegeben, sie ist schön —“

„Sie ist —“ unterbrach ihn heiß der andre, sah sich um und fuhr dann mit drolliger Ergebung fort: „Ich hätte

nie gedacht, das gräßliche Wort von mir zu hören: sie ist zum Malen schön!“

Jetzt stürmte Samuel Kohn von der Bühne und wand sich durch den aufgeschreckten Schwarm der Kellner, während die großen Thürflügel geöffnet wurden.

Mit zerzaustem Haar, verschobener Halsbinde trat der Alte zu den Freunden. „Ich suchte Sie überall,“ sagte er atemlos.

„Mich?“

„Mich?“

„Herrn Faber — Sie vergaßen — Hören Sie? Man kommt! — Sie vergaßen zu sagen, wohin ich Nachricht bringen soll?“

Engelbert fragte spöttisch: „Haben Sie das Lampenfieber, Doktor?“

„Sicherlich und nicht ohne Grund, denn ich kenne kein aufregenderes Schauspiel, als das heutige: den Kampf um das Glück!“

In der Stille, die jetzt im Saale herrschte, hörte man das Geräusch und Gesumme der Heraufkommenden. Monsieur Lissac hüpfte dem Schwarm voran und winkte mit seinem Klapphut den Musikern . . . Unter den Klängen des Tannhäusermarsches hielten die Unpolitischen und ihre Gäste mit dem hageren bleichen Prinzen an der Spitze ihren Einzug . . .

IV.

Als Vorstand der Gesellschaft saß Kommerzienrat Kohn mit Ministern und Generalen am Tische des Prinzen. Die Ehre war groß, aber seine Freude nicht ungetrübt. Die letzte Jahreswoche überbürdete ihn mit Arbeit, die Verhandlungen wegen des Festes brachten ihm Verdruß über Verdruß. Er mußte zwischen der anspruchsvollen herzoglichen Mama und den widerborstigen Unpolitischen den Vermittler machen. Damit der Prinz nicht gezwungen sei, sich zu Tisch zu setzen, brachte Hamster den Antrag ein, die lebenden Bilder vor die Tafel zu verlegen. „So, und die Stimmung?“ riefen die andern. Die richtige Stimmung stelle sich immer erst nach dem zweiten, dritten Gange ein; also wollten sie die Würze und Glanznummer des Abends während der Tafel. Der Kommerzienrat bat im herzoglichen Schloß um Audienz, und Prinz Ernst gab der Mehrheit Recht. „Denn siehst du, Mama, gerade die Mahlzeit stell' ich mir ungeheuer gemütlich vor.“

Nun kam die Frage wegen der Einladungen. Um allen Wünschen gerecht zu werden, hätte man auf dem Schloßplatze speisen müssen. Tausende wurden abgewiesen, und diese Tausende gaben einzig und allein dem Kommerzienrat schuld.

Diese Stürme waren heute hinter ihm, doch war er noch

müde davon. Und nun kommt sein Schwiegersohn, der Baron, nicht! Kommt nicht, trotzdem ein Prinz Gast der Gesellschaft ist, trotzdem sein Sohn Emerich und seiner Frau Schützling, Armida, Triumphe feiern werden. Mein Gewissen, schrieb Oberkirch, läßt mir bei der Wahl zwischen Predigt und Vereinsessen keinen Zweifel . . . Gilt die Kränkung dem Nachbar Engelbert, der noch immer nicht kauft, oder der Baronin wegen Armidas, oder Armida wegen der Baronin? . . . Oder sollte Baron Ferdinand ernstlich fromm geworden sein? Und wie steht's dann um den ehelichen Frieden zwischen dem Abonnenten des Katholiken und der Abonnentin des Fernsprechers? Wenn sie doch auch fromm werden möchte! . . . Dieser krause Einfall bezeichnet am besten seine Vaterliebe . . . Er fuhr mit der Hand über den Scheitel. Das Käppchen blieb heute daheim; auch das verdrießt ihn. Und der Prinz, sitzt er nicht da wie der steinerne Gast? Warum kam er, wenn er sich nicht unterhalten läßt! Ist die Beleuchtung nicht herrlich? Spielt das Orchester nicht so zart wie möglich? Ja, nehmen Sie nur die Tischkarte zur Hand, mein Prinz! Kein Geringerer denn Anton Faber hat „die elektro-gastronomischen Wunder der Zukunft“ gezeichnet! Auch der Text muß jeden Gebildeten erfreuen. Zwar verspricht er nur wenige Gerichte, doch wie geistvoll ist die Zusammenstellung, und wie vortrefflich wird die Zubereitung sein!

Unterdessen wurden Austern dargereicht. „Hoheit Prinz Ernst,“ sagte Kohn zu Hugelmann, „Hoheit Prinz Ernst ist kein Austernfreund?“

„Ich lehrte ihn alle Leckerbissen verachten; wir sind Spartaner,“ erwiderte der Oberstleutnant und nahm sein zweites Dutzend von der Platte.

Als der Prinz die Tischkarte aus der Hand legte, war seine Miene freundlicher. Gott sei Dank, man wird wenigstens nicht lange tafeln! Er hatte sich eine falsche Vorstellung von den Liebesmahlen der Unpolitischen gemacht, hatte eine Art Studentenkommers — aber mit bunter Reihe — erwartet. Nun aß er mitten unter sehr ernsten und betagten Männern, militärischen und politischen Charakterköpfen. Sein Blick verirrte sich auf die Empore und begegnete den großen Augen der Grafenbraut Johanna Sperl. Hübsche Damen waren also da. Aber warum saßen sie nicht unten? Er wurde rot und sah wiederum gerade aus. An einer Tafel hatten sich einige bunte Röcke, junge, schneidige Reiter-Offiziere zusammengethan. Er würde lieber bei ihnen, als bei den Exzellenzen sitzen. Hagen ist so lustig, und Falkenstein hat eine so schöne Schwester . . . Etwas war in der Luft, was ihm die Brust erweiterte, etwas Unsagbares . . . der feurige Blick der Sperl that's nicht . . . Er betrachtete neugierig den Vorhang. Derselbe war von allergröbstem Stoff. Doch der arme Teufel, in dessen Flaus Emerich Oberkirch zum Lustigen Tiroler ging, hatte das graue Linnen in einen goldschimmernden Teppich verwandelt . . . Völlig unvorbereitet auf das Kommende war die junge Hoheit nicht. Aus leise geführten Gesprächen seiner Mutter mit den Hofdamen hat er mancherlei gehört, am öftesten einen Namen: Armida . . . Er kannte Tassos große Dichtung nur im „Abriß," doch da der Vorhang glitzernd wallte, lächelte er still vor sich hin und sagte:

„Armidas Zaubergärten."

„Die Musik ist so laut," entschuldigte sich die Exzellenz zu seiner Rechten. „Hoheit sagten —?"

Es war derjenige Minister, welchen Herzogin Cäcilie das Unglück des Landes zu nennen pflegte. Der Prinz dachte daran, während er die Exzellenz beruhigte, daß er nichts gesagt habe . . . „Die Leute spielen recht brav," setzte er nach einer Pause hinzu.

„Sehr brav," erwiderte das Unglück des Landes.

Ein Glockenzeichen auf der Bühne klang, und aller Lärm verstummte; jedermann griff zur Tischkarte, welche die gesamte Festordnung enthielt.

Die Macht der Musik. Lebendes Bild.

Der Vorhang ging in die Höhe — man sah in das Innere einer Dorfschmiede. In der Esse lodert das Feuer, und der Eisenstab, den ein rußiger Alter auf den Ambos wirft, glüht. Ein jüngerer Geselle hält den Hammer zum Schwunge bereit, noch aber horcht er nach der offenen Thür. Denn draußen im hellen Sonnenschein steht ein zerlumpter Kerl mit einer Drehorgel. Während die dicke Schmiedin über dem Strickstrumpf eingeschlafen ist, kriecht ihr Nesthäkchen auf allen Vieren, mit entblößter Rückseite, über die Schwelle dem Orgelnden entgegen. Das Bübchen war keine Puppe, die feisten Beinchen waren unverfälschte Natur.

„Nein, so was!" sagte Fräulein Sperl in der allgemeinen Stille und senkte verschämt ihr Opernglas.

Man lachte, um alsbald nur noch zu bewundern. Das Ganze war so schlicht und wahr und doch ein Schwelgen in Licht . . . Der Vorhang fiel, er mußte wieder auf und nochmals auf. Der Prinz klatschte begeistert mit — trotzdem das ewig Weibliche im Bilde nicht nach seinem Geschmacke war.

Die Stimmung war da! ... Hoheit fand, daß das Unglück des Landes eigentlich einen gemütlichen Eindruck mache, und wurde gesprächiger. Auch ließ er jetzt kühn die Augen umhergehen. Einmal blieb sein Blick auf Engelbert haften, der mit General Hackert in einer Unterhaltung stand. Engelbert als Festgeber war dem Prinzen vorgestellt worden.

„Kennen Exzellenz Herrn Engelbert?"

„Zu dienen, Hoheit."

„Ist er ein bedeutender Mann?"

„Jedenfalls ist er in seinem Fach ersten Ranges."

„Er gefällt mir außerordentlich."

Merkwürdig! dachte die Exzellenz.

„Ah, Nummer 2! Sommerfrische!" rief der Prinz mit kindischer Freude, denn die Glockenschläge versprachen ein neues Bild. Ganz von Sonnenlicht durchflutet und von übermütiger Heiterkeit war dieses. Ein buntfarbiges Rudel Städterinnen, die auf eine nasse, eine „saure" Wiese und unter urkräftiges Schnittervolk geraten sind — sogar die Exzellenzen lachten aus vollem Halse. Als der Vorhang gefallen war, tippte der Prinz mit seinem Glas an das des Kommerzienrates. „Ich unterhalte mich köstlich!"

Und wohin sonst der Kommerzienrat blickte, sah er Fröhliche. Man schwatzte, lachte, ließ die Gläser klirren. Vom Tische der Offiziere flog eine Rose zu Fräulein Sperl. Niemand hörte auf den Walzer, den das Orchester spielte, und doch war die Musik allen im Blute. Als schwarze Gedanken den Kommerzienrat aufs neue bedrängten, setzte er den gewohnten Respekt vor dem Baron Schwiegersohn beherzt beiseite. Hol' ihn der Kukuk! Der Findling soll den Baron und der

Baron meine Tochter nicht mehr ärgern. Ich werde mich für die Waise an das unpolitische Israel wenden. Da ist Heimann — da Rosenthal. Der Sanitätsrat Hirsch hat ein Herz so groß wie sein Buckel, und Benny Marx ist auch ein guter Kerl. Wir stellen ihre Zukunft sicher, und ihre Zukunft sichert uns. Aktien-Gesellschaft Armida! Teilhaber unter fünfzig Jahren sind ausgeschlossen.

Nun lachte auch er mit dem ganzen Gesicht. Er bat um Erlaubnis, den beschäftigten Damen und Herren auf der Bühne aufwarten zu dürfen.

„Danken Sie denselben auch in meinem Namen!" rief lebhaft der Prinz. Er sah dem Scheidenden sehnsüchtig nach und warf dann einen feindseligen Blick auf Hugelmann, der eben mit Kennermiene ein Glas Bordeaux an die Nase hielt.

Vor dem Theater war eine Rednerbühne angebracht. Jetzt erschien auf ihr Fräulein Hellner vom Thalia-Theater und wurde stürmisch begrüßt. Das zierliche Persönchen verneigte sich, gab mit dem Fuße ihrem Schlepprock einen Schwung und mit den kecken braunen Augen dem Kapellmeister einen Wink. Das Orchester spielte einige Takte zur Einleitung, dann sang Fräulein Hellner ihr Lied aus dem neuen Singspiel „Miß Tipsy":

Mit little Bruder Jo
Komm' ich von Buffalo.
Find' ich auch hüben keinen Mann,
Der mich, was Liebe, lehren kann!
Doch hört sogleich: — —
Ich bin wie Eis
Und furchtbar reich
Und very nice!

Text und Musik und der Sängerin Stimme konnten vor einer ernsten Kritik nicht bestehen, aber es gab keine ernste Kritik. Schon bei der zweiten Strophe sangen die meisten Zuhörer den Kehrreim mit. Und nach der dritten fiel auch der Prinz zum Entsetzen Hugelmanns ein:

Doch hört sogleich: — —
Ich bin wie Eis
Und furchtbar reich
Und very nice!

Der Jubel steigerte sich von Nummer zu Nummer. Ein Galopp, „Die Unpolitischen", mußte wiederholt werden. Isidor Schmuck vom Thalia-Theater errang mit einem halb gesprochenen, halb gesungenen Schwank, „Der elektrische Kater", einen Erfolg, der alle Erfolge seiner Frau, der gewesenen Primadonna, in Schatten stellte. Emerich wurde nach jedem lebenden Bilde gerufen. Es ging auf Mitternacht. Prinz Ernst hatte sich bei den Ehrwürdigen auf unbestimmte Zeit beurlaubt und saß seelenvergnügt zwischen Bruder Hagen und Bruder Falkenstein. Auf den Geländergängen waren die Damen nicht mehr unter sich. Graf Semola leistete seiner Braut Gesellschaft und gab damit ein Beispiel. Verwandte und Bekannte kamen und gingen; Zuckerwerk, Früchte und Blumen wanderten hinauf.

Glücklicherweise wurde in den Festräumen nicht geraucht; nur wenn die Flügelthür geöffnet wurde, roch es im Saale sekundenlang nach türkischem Tabak. Die Sylvesterfeier ging auch unten ihren Gang, ein Gewimmel war auf der Treppe wie auf der Jakobsleiter, das Haus Fröhlichkeit bis ans Dach.

Die elektrische Anlage bewährte sich als vorzüglich ... trotzdem wurde Engelbert von Unruhe hin und her getrieben.

Immer kehrte er in die Nähe der Bühne zurück. Da war's, als Samuel vor ihm auftauchte.

„Sieht man Sie endlich? Wie mir scheint, unterhalten Sie sich recht gut unter den Palmen?“

Samuel lachte gezwungen. „Choni Hameagel hatte recht,“ erwiderte er: „entweder ein Leben in Geselligkeit oder sterben!“ ... Dann preßte er mit zitternden Händen die Arme Engelberts und stammelte: „Das Glühlampenfieber ist so schlimm wie das alte Lampenfieber ... Wie wird's im Thalia-Theater werden, wenn ich schon heute so schwach und kindisch bin! ... Engelbert, jetzt — jetzt kommen wir!“

In demselben Augenblicke versank der Saal in Finsternis, mit dem Glockenschlage verstummte aller Lärm ... Der Vorhang ging empor.

Auf hohem Stege — wer fragte sich, wo er wurzle? — im freien leuchtenden Äther stand Armida. Sie hielt den rechten Arm, mit einem Tuche winkend, über ihr Haupt erhoben. Nicht zum Abschiede, sondern zum Willkommsgruß. Denn sie war die Verkörperung der Freude! Die Glut des Glückes brannte in den Augen, in den Wangen, sprengte die Knospen ihrer Lippen. Das Haar stürzte wie eine goldene Welle über den Nacken, rot war das Kleid, das den Körper knapp umschloß. Welchen Körper!

Lange blieb es im Saale lautlos. Es war, als seien Licht und Schönheit allein und nur um ihrer selbst willen da. Dann atmete jemand auf aus tiefster Brust, und nun brach der Beifall los. Bacchantisch! ... Aber als diesmal der Vorhang fiel, erhob er sich trotz allen Klatschens, Schreiens und Stampfens der Schönheitstrunkenen nicht mehr. Die

Finsternis dauerte noch, der Lärm steigerte sich zum Toben, und junge Stimmen schmetterten „Armida! Armida!“ dazwischen.

Endlich ward Licht, und da stand Emerich vor der Rampe und schwang ein volles Glas und rief: „Prosit Neujahr!“ Und Trompeten und Pauken fielen jubelnd ein. Das neue Jahr!

V.

Keine dichterische Ansprache würde in jenem Augenblicke die gleiche Wirkung erzielt haben, wie der wahrlich nicht poetische Neujahrsgruß Emerichs. Niemand saß mehr, ein tolles Getümmel entstand; Anklingen, Zurufen, Händedrücken nahmen kein Ende. Die Schönheit der vorigen Minute ließ Jahre und Würden vergessen. Betagte Herren tranken Bruderschaft wie in ihrer Studentenzeit. Ach, und die Jugend! Der Prinz umarmte nicht Falkenberg, er umarmte in Gedanken dessen Schwester, Armida, das ganze weibliche Geschlecht . . . Als das Gewirr sich gelöst hatte, die Mehrheit auf die Plätze zurückgekehrt war, versetzte der Ruf „Armida!" den der übermütige Hagen von der Rednerbühne wie eine Rakete über die Köpfe schleuderte, die Gemüter aufs neue in Leidenschaft. Man sprang wieder auf, man klatschte und wiederholte den Namen, der allein schon diese sonst sehr nüchternen, sehr pflichtgetreuen Männer in einen Taumel versetzte: „Armida! Armida!"

Emerich, noch immer auf der Bühne, blickte mit einem Satyrlächeln auf die tosende Brandung. Mit einer Handbewegung gebot er Stille; dann sprach er:

„Ich nehme an, daß der Name der Harrenden am

Meere gilt. Leider muß ich Ihnen mitteilen: Sie rufen vergebens, die Dame ist nicht mehr im Hause. Man kann von ihr wie vom Mädchen in der Fremde sagen:

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

Ein ungläubiges Murren war die Antwort. Doch da fiel die Musik mit einem beliebten Militärmarsch ein. Der Kapellmeister gab damit einen Beweis seiner Weltkenntnis. Jedem, dem Wilden, wie dem Kulturmenschen, liegt der Soldat, oder sagen wir der Krieger, im Blute. Diese in uns Bürgern gebundene Kraft regt sich beim Bum, Bum! der großen Trommel, und der friedfertige Philister bläst wie ein altes Militärpferd die Nüstern auf und wandelt — wenn auch nur in der Vorstellung — in gleichem Schritt und Tritt.

Für jetzt war Armida vergessen.

Nicht von allen. „Ist sie wirklich fort?" fragte Engelbert den jungen Oberkirch, der nun von der Bühne herabkam, um seine Ehren einzuheimsen. Samuel war im Getümmel verschwunden.

„Ja, und zwar wie es für die Ziehtochter einer jüdisch-mosaischen Familie sich ziemt, mit zwei Dienstengeln, mit Frau Blume auf der einen und mit Onkel Samuel auf der andern Seite. Servus, Großpapa," rief er dem Kommerzienrat entgegen, der sich zu ihnen wandte. „Na, wie steh' ich da!"

„Emerich, das hast du gut gemacht," sagte der alte Herr und küßte den Stiefenkel.

„Unser Schuldbuch sei vernichtet," versetzte dieser und küßte den Alten.

„Engelbert! Engelbert! Festrede!" klang's von allen Seiten.

Engelbert sah unschlüssig den Kommerzienrat an.

„Satzungsgemäß!" sagte Kohn. „Sie müssen zur Erbauung der Unpolitischen was reden; ich kann Ihnen nicht helfen."

Im Saal und auf den Geländergängen waren viele im Begriffe, aufzubrechen; als jedoch Engelbert auf der Rednerbühne stand, so fest und sicher, ein Bild der Kraft und Gesundheit, blieb jeder gerne. Er sprach nicht geistreich, nicht schön, nicht einmal „schwungvoll," aber der Mann und seine Rede waren eins.

Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen . . .

* *
*

Engelbert begann mit einem Worte Goethes, Goethes, den zur Hand zu nehmen er leider selten Zeit habe, den er aber niemals aus der Hand lege, ohne um ein schönes Wort oder eine tröstliche Wahrheit reicher geworden zu sein: Die Alten hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark.

Dann führte er mit guter Laune aus, wie seinen Landsleuten, welche nicht jenseit des Rheins geboren sind, weniger Gemüt und dafür kräftigere Ellbogen zu wünschen seien. „Das Gemüt," setzte er zu seiner Rechtfertigung hinzu, „hat ganz und gar nichts mit der Menschenliebe zu thun, denn der fruchtbare Boden und wahre Thron des Wohlwollens ist ein heller Kopf. Ein weiches Gemüt und ein starkes Rückgrat schließen sich gegenseitig aus. Das Gemüt wird

verstimmt, vergrämt, verbittert, wird alles, nur niemals schöpferisch! Die Gemütlichen sind's, die das ewige Heimweh nach dem verlorenen Paradiese singen. Ein Paradies, das die Völker in Wahrheit nie besaßen, die Naturvölker am allerwenigsten. Indem sie rückwärts oder nach den Sternen blicken, nennen sie sich die Idealisten. Heuchelei oder Unwissenheit! Denn die wünschenswerten Güter der vergangenen Jahrhunderte sind heute Allgemeingut. Das Nächste, Wahre, Wirkliche würde sie darüber belehren. Aber sie schließen die Augen vor der Gegenwart, wie also können sie sich ihrer freuen!

„Was wirft man uns vor? Die Jagd nach dem Mammon. War sie früher nicht? Kolumbus suchte etwas mehr Land und sehr viel Gold! . . . Wenn irgendwo, so ist in der neuen Welt und just in ihrer besseren Hälfte Geld die Angel, um die sich alles dreht. Wurden diese Moneymakers wie Atalante durch ihre Goldgier im Wettkampfe mit uns aufgehalten? Schaffen die Vereinigten Staaten für die Volkserziehung weniger als wir? Sind die Arbeiter drüben schlechter gezahlt und genährt, sind sie träger als die unsrigen? Wie viele nützliche Erfindungen, Entdeckungen und Unternehmungen wurden drüben gemacht oder kamen drüben erst zur wahren Würdigung und Entfaltung! Die Dampfschifffahrt, der Telegraph, das elektrische Licht, die elektrischen Motoren, die Nähmaschine, die Schlafeisenbahnwagen, der Revolver, das Magazingewehr, der Monitor, die Dampfmaschine, die Elevatoren, die Ackerbaumaschinen, die eisengepanzerten Dampfschiffe, die Straßeneisenbahnwagen, das Ozeankabel, die Petroleum-Industrie — —! Aber ich kehrte nicht hierher zurück, um mich nach den Fleischtöpfen Aegyptens

zurückzusehnen, sondern kehrte zurück in der Ueberzeugung, daß das Königtum Deutschlands den gewaltigen sozialen Aufgaben ebenso gewachsen ist, wie eine Demokratie.

„Was, ihr Nergler, habt ihr gegen das einige Deutschland, das neue Italien? Rühren diese beiden Schöpfungen des Enthusiasmus euer gerühmtes Gemüt denn nicht? Ei ja, Macht geht immer noch vor Recht. Doch wenn ihr erwäget, daß ihr vor zwei Jahrhunderten als Richter ohne juristische und ohne moralische Bedenken Zauberer gefoltert und Ketzer verbrannt haben würdet, müßt ihr mir zugeben, daß heutzutage die Gerechtigkeit an Macht zugenommen hat."

Er hielt inne, doch niemand fühlte die Pause als Pein. Nicht der Faden fehlte ihm, sondern die Fülle bedrängte ihn.

Da er die bedenklichen Mienen des Legationsrates Hamster und anderer Vorsichtigen sah, lächelte er. „Fürchten Sie nicht," fuhr er fort, „daß ich unsere Grenze der Redefreiheit überschreite. Man hat unsere Geselligkeit verdächtigt, mich mit Drohbriefen behelligt — darauf antworte ich mit dem Bekenntnisse meiner Lebensfreude. Wir alle haben das Recht auf sie, denn wir alle arbeiten für das Leben."

Sanitätsrat Hirsch stand auf, verneigte sich und sagte: „Ich danke für die gute Meinung."

„Ob der Materialismus die Zukunft für sich hat oder der Idealismus, mögen die Gelehrten entscheiden. Aber man übertrage nicht den Streit der Schulen auf die Person. Ich erhebe Einspruch, daß man mich, Friedrich Wilhelm Engelbert, als ein einfaches Wesen behandelt, das notwendigerweise entweder Materialist oder Idealist sein müsse. Insoferne ich in meinem gewerblichen Unternehmen rücksichtslos meinen Vorteil wahrnehme, bin ich selbstsüchtig; insoferne ich dankbar

gegen Gefällige und gefällig auch gegen Undankbare bin, bin ich nicht selbstsüchtig . . . Schon durch meinen Beruf bin ich ein Freund der Naturforschung, des streng beweisbaren Wissens, der nüchternen Wahrheit. Nichtsdestoweniger half ich ein Theater gründen, also eine Anstalt, die es mit der Wahrheit und Wirklichkeit niemals genau nimmt."

Diese Bemerkung, in trockenem Tone vorgetragen, steigerte die Heiterkeit zum Uebermut. Die Mitglieder des Thalia-Theaters erhoben sich, hier der schöne Schiffelmann, dort der lustige Isidor, und verneigten sich dankend, Heiser sprach etwas von der idealen Wahrheit, was aber im Klatschen, Gelächter und Rufen verloren ging. Und dann wie auf Verabredung stimmten alle den Kehrreim des Tipsy-Liedes an, und Engelbert schlug den Takt:

Doch hört sogleich u. s. f.

Als das Lied gesungen war und die Sänger weidlich sich selbst Beifall geklatscht hatten, fuhr der Neujahrsprediger fort:

„Ich rühme mich, mit sehr vielen hier Anwesenden genau bekannt zu sein, sie alle lassen in der Regel nur Zahlen gelten, sie alle sind in ihrem Geschäfts- oder Amtszimmer ungemein kühle und besonnene Herren; aber vor zwanzig Minuten huldigten sie alle mit dem gleichen jugendlichen Ungestüm der Schönheit."

Hier wurde der Redner von einem andern Sturme, vom erneuten Ruf „Armida!" unterbrochen . . .

„Weil meine Freunde und ich vom Gemüt — wohlverstanden im romantischen Sinne — und von der Weltverachtung, dem Losungsworte des Katharinenhofes, nichts wissen wollen, sind wir weder blind noch hart gegen das menschliche Elend.

„Den Dichtern zufolge wäre unglückliche Liebe das größte und allgemeine Unglück. In der Wirklichkeit ergeht es uns mit ihr wie mit dem Versemachen. Jeder macht einmal Verse, und jeder dankt später seinem Schöpfer, daß sie nicht gedruckt wurden. Der kluge Moses wußte besser Bescheid: Nur daß kein Dürftiger unter dir sei! Das wahre Unglück heißt Armut. Das ist die geladene Wolke, an die ich niemals ohne Schauder denke.“

Während einer sekundenlangen Pause warf die Wolke ihren Schatten. So stark war der Eindruck der Persönlichkeit Engelberts und so klar die Erkenntnis seines Wertes auch bei seinen Gegnern, daß niemand dies Hereinziehen ernstester Fragen in einer heiteren Versammlung als Taktlosigkeit empfand. Wie seine Mienen sich aufheiterten, erhellten sich auch diejenigen seiner Zuhörer.

„Aber auch in dieser allerwichtigsten Angelegenheit der Gesellschaft ist unsere Zeit sehr viel einsichtsvoller und mindestens ebenso rührig wie die klassischen Jahrhunderte der Wohlthätigkeit. Wer kann nachweisen, was von dieser Arbeit aus Menschenliebe, was aus Eigennutz gethan wird? Halten wir uns also wiederum an das Nächste, Wahre, Wirkliche: an die That . . .

„So sind die Deutschen! Ernsthaft, auch wann sie fröhlich sind. Doch das Bewußtsein, daß vor einer halben Stunde von einer weithin sichtbaren, ehrwürdigen Rednerbühne gegen alles gesprochen wurde, was meine Freunde und ich hochhalten, riß mich hin. Uebrigens liebe ich einen Feind mit offenem Helm und klarer Absicht, einen rücksichtslosen, starken Feind. Macht gegen Macht!

„Sonst hätte ich das, was ich sagen wollte, in zwei

Sätze fassen können: Die beste Zeit ist die gegenwärtige und allzeit das Beste Thätigkeit! . . ."

Nach dieser Neujahrsbetrachtung trank Kommerzienrat Kohn auf das Wohl der Gäste und hierauf brachte „das Unglück des Landes" — wie wir glauben, aus voller Seele — ein Hoch auf die Unpolitischen aus. Und dann sammelte Kohn seine wackeren Fünfziger zur Beratung der Armida-Frage um sich . . .

Als der Kommerzienrat und Engelbert um halb Zwei das Haus verlassen wollten, bat Monsieur Lissac sie um Gehör. Sie folgten dem Geheimnisvollen ins Lesezimmer. Noch waren sämtliche Räumlichkeiten des Klubs beleuchtet. Die Diener hielten im Ablegezimmer Wache. Lissac überreichte dem Kommerzienrat einen bemalten, feinen Porzellanteller, auf dem ein grober Pflasterstein lag. Dann führte er die Herren an ein Fenster mit zerschmetterter Spiegelscheibe.

„Vor zehn Minuten hörten die Diener einen Kladderadatsch im Lesezimmer, sahen nach, fanden, wollten Lärm schlagen, wurden von mir daran verhindert."

„Kleine Neujahrsscherze!" sagte Engelbert."

Die Miene des Kommerzienrates war sehr ernst.

„Sie führten heute die Stelle aus Moses an: Nur daß unter dir kein Dürftiger sei!" wandte er sich an Engelbert. „Nun sage ich Ihnen eine zweite: Denn nicht aufhören werden die Dürftigen innerhalb des Landes."

VI.

Frau Blume, das fröhlichste Herz, die beste Mutter und Hausfrau, brachte Armida und ihren Lehrmeister nach der Prinzenstraße. Doktor Samuel konnte sich die Freude nicht versagen, seiner Nichte die Botschaft zu überbringen. „Nur drei Worte," schrie er, während sie durch die dichten Schwärme der Fußgänger fuhren.

„Aber Herr Faber erwartet Sie."

„Freude macht flinke Beine. In zwanzig Minuten bin ich beim Ledererbräu. Ich werde in meinen alten Tagen liederlich. Uebrigens bin ich es nicht allein. Die halbe Stadt ist noch lebendig."

„Thun Sie den Leutchen nicht unrecht," sagte Frau Blume, „was uns da entgegenkommt, war in der Kirche."

„Dann gibt es mehr Fromme, als ich dachte," versetzte er und streckte den Kopf hinaus. Die Kutschenfenster waren herabgelassen; die Luft war seltsam lau.

Im Hause Oberkirchs war die Halle noch erleuchtet, und die Diener empfingen die Ankömmlinge mit verdießlichen Mienen. Denn sie harrten auf den Baron, und die Damen des Haushaltes harrten mit dem Punschnapf auf sie. „Die Frau Baronin erwartet Sie," sagte der lange Thürhüter

kurz angebunden. Seit einigen Wochen hatte Armida alle zu Feinden. Außer dem Oberkoch.

Das Buch, in welchem die Baronin nicht gelesen, sondern ungeduldig nur geblättert hatte, lag auf der Erde. Die schöne Frau, tiefer bewegt, als sie scheinen wollte, stand aufrecht am Tisch . . . Da flog ihr Armida an den Hals, und Samuel, noch auf der Schwelle, rief: „Prosit Neujahr! Großartiger Erfolg! Fortsetzung im Thalia-Theater! Und nun gib mir Feuer für meine Zigarre, die erste, die ich heute rauche! . . .“

Dann waren Dinah und ihr Schützling allein — beide glücklich. Was hatte Armida Großes vollbracht? Sie zeigte sich und siegte. Aber sind Schönheit und Anmut geringere Göttergaben, als eine liebliche Stimme oder dichterische Anlage? Ei, freilich die Kunst!

Wir wollen das Wort Schillers von der weiblichen Schönheit, das für uns spricht, unterdrücken und nur sagen, die Wirkung eines Erfolges hat mit dem Grade seines Verdienstes nichts zu thun. Wenn der Wert der Gemütsbewegungen sich in Zahlen ausdrücken ließe — und man wird einst auch dafür die Wage haben — würden wir die Freude über sehr verschiedenartige Dinge unter einer Ziffer finden. Genug, die Empfindung der sicherlich edlen Baronin für Armida war nach dem Erfolge eine ganz andre als vorher. So saßen denn beide, mit strahlenden Mienen, Aug' in Auge, Hand in Hand, dicht neben einander. Armida mußte genau berichten, wie sie die Zeit verbracht, wen sie außer den Beschäftigten gesehen, gesprochen hatte . . . Den Kommerzienrat — einen General — zwei Herren von der Börse — Direktor Wollheim . . . Späterhin ließ Baron Emerich niemand mehr auf die Bühne.

„Kam Engelbert nicht?"

Zwischen den Brauen Armidas zeigte sich ein Fältchen. „Ich habe Herrn Engelbert nicht gesehen."

„Wie, er besuchte seine Nachbarin nicht? Das war sehr häßlich von ihm," sagte die Baronin, aber nach einer kurzen Pause, nach einem forschenden Blick fuhr sie fort, „— oder sehr schön . . . Hat Wollheim sein Anerbieten erneuert?"

„Er wird der Frau Baronin seine Aufwartung machen."

„Bist du entschlossen, anzunehmen?"

„Mit Ihrer Erlaubnis, ja."

„Du sagst das so ruhig! Fühlst du denn künstlerischen Beruf in dir?"

Armida lächelte schmerzlich. „Wer von den Dürftigen folgt seinem Berufe, kennt auch nur seinen Beruf? Das Herkommen ist bestimmend für die Söhne, die Gelegenheit für die Töchter. Die Gefahr für ein armes Mädchen ist, daß entweder ihr Vertrauen oder ihre Not von Gewissenlosen mißbraucht wird. Das Anerbieten Wollheims beseitigt die eine Gefahr; Ihr Beispiel" — und sie küßte die Hand der Baronin — „macht mich gefeit gegen die andre."

Dinah war eine vornehme Natur, sie setzte bei jedermann Anständigkeit voraus. „Auch ich glaube, daß die Versuchung für ein schönes Mädchen beim Theater nicht größer ist, als anderswo. Und da du bis jetzt standhaft warst —"

Wieder lächelte Armida, diesmal schalkhaft. „Aus Vorsatz war ich's nicht. Von Kindheit an hörte ich: Die Reichen! die Reichen! Sie haben alles, dürfen alles. Ich war lebhaft und hatte die Augen überall. Nur zu bald gab ich

dem Vater und seinen Freunden recht. Wenn ich reich wäre —! Das Dichten und Träumen begann. Vom Schlafen nach Herzenslust bis zum Reisen im eigenen Wagen waren der Wünsche eine lange Reihe, alle harmlos. Mit meinem Blute wurden auch sie wärmer, ich wollte gefallen, angebetet, geliebt sein . . . Doch immer träumte ich zur Liebe und ihren Freuden einen prächtigen Hintergrund. Während die Schwester auf Schritt und Tritt der Mutter folgte, suchte ich die Einsamkeit. Im Maisfeld verborgen, sah ich mich in einem herrlichen Garten, der Winkel in einer Scheune wurde zum Königsschloß. Vielleicht gereichte mir dies Traumleben zum Heile. Denn was waren die rohen Versuchungen, die an mich herantraten, gegen die Glut und Üppigkeit meiner Trugbilder! Als wirkliche Gefahr kam, bewahrte mich der Zufall. Wir waren — nicht zum erstenmale — während einer Sommernacht gewandert. Durch gebirgiges Land. Gewitter gingen nieder, wir bargen uns jetzt unter einem Baum, jetzt zwischen Felsen, verloren den Weg, gerieten in Sümpfe. Schon war es heißer Tag, als wir wieder auf die Landstraße und in ein Dorf gelangten. Berge stiegen hinter den Häusern auf, jenseit des Weges zog sich Kastanienwald zu einem See, den wieder Berge umschlossen. Meine Eltern baten den Gastwirt, im Stalle rasten zu dürfen. Ich aber blieb neugierig im Freien, denn ein Reisewagen stand vorm Hause und man spannte eben die Pferde ein. Auf einer Bank saß ein Herr, nicht jung, nicht alt, nicht schön, nicht häßlich, und rauchte. Erst starrte er auf seine Stiefel, dann auf die Leute beim Wagen und dann auf mich. Jetzt trat ein zweiter, jüngerer, mit einer Dame aus dem Hause. Er war groß und schön. Sie stützte sich auf ihn . . . Auf der

Schwelle zauderten sie und lächelten einander an, so sonderbar, so frech glücklich ... Das Blut stieg mir heiß ins Gesicht, der Atem stockte mir ... Dann trat der Raucher zu ihnen, und bald darauf fuhr die Dame allein fort. Die zwei andern, in Erwartung eines Führers, setzten sich auf die Bank. Ich stand gegenüber, wie verzaubert, meine Augen verschlangen den einen ... Sie sprachen Deutsch, von den Betten im Gasthofe, vom Gewitter, vom Weg, den sie zu Fuß zurücklegen wollten. Dann wies der Ältere auf mich. „Eine Schönheit!“ Nun warf auch er einen Blick auf mich, einen raschen Blick und sagte: „Pfui!“ ... Freilich war ich zerlumpt, zerzaust, vom Kopf bis zu den Füßen kotbespritzt; er hatte recht — und war doch so ungerecht! Die Augen gingen mir über; ich schlich hinweg und raste dann durch den Wald an den See und riß mir die Kleider vom Leibe und wusch und rieb mich und wühlte mich in die Fluth. Dann kauerte ich im Walde, bis die Meinen mich suchten, mich riefen. Die Fremden waren indes über alle Berge.“

Die Baronin atmete auf.

„Jenes Bad war ein Heilbad für mich. Mir graute vor'm Abgrund, und ich bändigte die schwärmenden Gedanken. Doch wenn ich mich im Spiegel sah, und mir jene Unbekannte zurückrief und mich mit ihr verglich, lacht' ich ... So fanden Sie mich, ein eitles Herz, unberührt, nicht unschuldig.“

Dinah zog das Mädchen an sich. „Wenn ich frei wäre,“ sagte sie und hielt inne.

„Ich weiß — Ihr Herr Gemahl — Aber fürchten Sie nicht für meine Zukunft. Ich ward eine andre. Nicht Monate, sondern Jahre liegen zwischen heute und meinem Eintritt.“

Ein Wagen fuhr am Hause vor.

Beide standen auf; noch einmal drückten sie sich die Hände und sahen sich mit treuen Augen an.

Es wurde leise angeklopft, und ein Diener meldete die Ankunft des Freiherrn.

„Husch! husch!" sagte die Baronin und küßte Armida auf die Stirn.

VII.

„Werda?" rief Emerich und richtete sich von den Kissen auf, nach langem Ringen, seiner Herr zu werden und die bleiernen Lider zu öffnen! Der Kammerdiener seines Vaters stand lächelnd vor ihm und gab sich die Ehre, dem Herrn Baron Guten Morgen und ein glückseliges Neues Jahr zu wünschen. Auf die Frage nach Eduard erfuhr der Junker zu seiner Überraschung, daß er — Emerich — bei der Heimkehr heute morgen seinem Diener Urlaub für den ganzen Tag gegeben habe. Sein Befehl, daß man ihn um Zwölf wecke, war nicht zu erfüllen, das heißt, der Herr Baron nicht zu erwecken. Und so habe denn er — Franz Weber, der Fromme — wiederholt nachgesehen und unterdessen die Zimmer heizen lassen, obzwar draußen ein wahres Frühlingswetter sei.

Das Frühstück wurde auch von Franz aufgetragen. Emerich, gebadet und fertig angekleidet, fühlte sich wieder leidlich frisch. „Sind Sie denn nicht vorne nötig?" fragte er, während er zu Messer und Gabel griff. „Heute am Neujahrstage keine Einladungen? Sie schweigen ja so rätselhaft? Öffnen Sie Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz!"

„Die Frau Baronin speist mit Mamsell Armida allein.

Der Herr Baron Papa verließ uns um Zwölf und kommt nicht zu Tisch. Es ging aber auch drunter und drüber. Ganz Israel war da."

„Sind Sie Antisemit, Herr Weber?" fragte Emerich mit scharfem Tone.

„Ich bitte um Entschuldigung — ich vergaß in der That —"

„Machen Sie's durch Entschuldigungen nicht schlimmer!... Wer war da?"

„Unmöglich, alle Namen zu behalten! Hunderte von Karten gingen durch meine Hand. Sehr viele Personen wünschten die Gnädige zum gestrigen Erfolge des jungen Herrn persönlich zu beglückwünschen. Die Stube der Mamsell Armida ist — wie mir die Kammerjungfern versichern — ein wahrer Blumengarten."

„Franz, an Ihnen ging ein Diplomat verloren! Ich habe den Erfolg, und Fräulein Armida — sie ist keine Mamsell — Fräulein Armida erhält die Blumen!"

Der Kammerdiener machte eine dankbare Verneigung, dann fuhr er fort: „Als um Zwölf eine Anzahl Herren insgesamt und feierlich sich melden ließ, ging der Herr Baron Papa auf und davon."

„Feierlich? I, wer war denn das?"

„Herr General von Hackert! — unser Nachbar Herr Engelbert — der Kommerzienrat — Maler Faber — Theater-Direktor Wollheim und einige Unbekannte, wenn mich meine Menschenkenntnis nicht täuscht, Herren von der Börse."

„Mit einem schöngeschriebenen Dankschreiben in blauem Samt."

„Der Dank bestand zunächst in einem prachtvollen Blumen-

aufsatz für die gnädige Frau. Leider mußten der Herr Baron Emerich verleugnet werden."

„Und Armida?"

„Ja, das Fräulein — Fräulein Armida wurden gerufen — wir bekamen merkwürdige Dinge zu hören."

„Das heißt, die einen hörten zu und Sie horchten! Leugnen Sie nicht! Eigentlich war mein Geld an den biederen Lucio hinausgeworfen, ich konnte das Modell eines Lauschenden billiger haben."

„Bitte, Herr Baron, ich war zufällig im Vorzimmer, und die Herren sprachen so laut — Übrigens kenne ich meine Pflicht: ein guter Kammerdiener ist blind und wenn er etwas hört, vergißt er."

„Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister!"

sagte Emerich. „Ich glaube ja doch nicht an Ihre Verschwiegenheit. Also die Herren sprachen sehr laut, wovon?"

Kleine Geschichten erhalten zwischen Herrn und Diener die Freundschaft, dachte Weber und erzählte: „Zunächst erstattete der General unserer Gnädigen den Dank der Gesellschaft, militärisch, kurz und bündig. Was die Damen erwiderten, klang nach dem Donner wie ein Säuseln und ging mir verloren. Dann sprach der Kommerzienrat —"

„Da vermutlich noch mehrere sprachen, melden auch Sie mir militärisch, markig und kurz das Merkwürdige!"

„Ja, wenn ich mich in Kürze fassen darf: Fräulein Armida verläßt unser Haus, bezieht Ende dieser Woche eine Wohnung bei der Tante der Frau Baronin und tritt am Vierzehnten als Fee Christiane im Thalia-Theater auf.

Emerich schob den Teller von sich und starrte den

Diener an . . . „Das geht ja mit Siebenmeilenstiefeln,“ sagte er nach einer Pause. „Lauschten Sie auch richtig?“

Weber legte die Hand auf die Brust. „Dann sprach man vom gestrigen Abend, vom warmen Wetter, sprach von der angenehmen Lage unseres Palais. Fräulein Armida sollte den Herren den ersten Stock zeigen, und stellen Sie sich vor, Herr Baron: der Kommerzienrat reichte ihr den Arm! Herr Engelbert aber und der Maler blieben bei der Gnädigen. Kaum hatte ich die Thür hinter dem Letzten zugemacht, bat Herr Engelbert um die Erlaubnis, Fräulein ein kleines Erinnerungszeichen widmen zu dürfen. Wie ich jetzt weiß, besteht die Kleinigkeit in einem Armbande von schwerem Gold mit Smaragden und Perlen. Dann sangen alle Drei das Lob des Schützlings, und Herr Faber sprach den Wunsch aus, das Fräulein im gestrigen Anzuge zu porträtieren.“

„Faber?! Faber will ein bildschönes Frauenzimmer malen?! Und nicht mal bei der Arbeit!“

„Und hierauf sagte die Gnädige mit besonderem Nachdruck, ihr sei's gar nicht mehr lieb, daß ihr Schützling zum Theater geht. Das Fräulein würde die beste Hausfrau sein. Herr Engelbert antwortete, bei der außerordentlichen Begabung und Schönheit und außergewöhnlichen gesellschaftlichen Stellung des Fräuleins sei die Bühnenlaufbahn das Klügste.“

Emerich kam nicht aus dem Staunen. „Bei der außergewöhnlichen —“

„Gesellschaftlichen Stellung des Fräuleins, hat er gesagt.“

„Der Allerweltsbruder? Der Kraft- und Zukunftsmensch? Nun brat' mir einer einen Storch!“

„Uebrigens, meinte die Frau Baronin — und ihre Stimme klang spitz — übrigens führe der kürzeste Weg

zum Traualtare über die Bühne. Männer aus den höchsten Kreisen heiraten heutzutage Theaterdamen. Worauf er: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Und da kamen die andern zurück, und im Durcheinander der Stimmen konnt' ich nur so viel verstehen, daß die Herren beim Kommerzienrat zum Mittagsfrühstück eingeladen sind."

„Beim Kommerzienrat, und ich verschlief's! Das ist schmerzlich!"

„Und dann empfahlen sich alle. Als ich in der Vorhalle dem Kommerzienrat in den Ueberzieher half, kam sein Bruder, der Herr Doktor. Wenn ich nicht irre, ist er noch oben — bei den Damen," setzte Franz mit christlicher Selbstverleugnung hinzu.

„Und die andern vermutlich noch beim Frühstück."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Emerich hielt einen großen Spaziergang bei den kleinen Nachwehen der Sylvesterfeier für geraten. Das Wetter war wirklich ein Wunderwetter. Als breche der Frühling mit dem Neujahr an. Man öffnete dem warmen Sonnenschein die Fenster, alle Straßen und Plätze waren voll sonntäglich geputzter, sonntäglich gestimmter Menschen, und Tauben flatterten über den Dächern, um die Türme. In den schattendüsteren Gassen war das Himmelblau der Festteppich von Haus zu Haus.

Emerich ließ sich mit dem Strome treiben. Er hatte beständig die Hand am Hut, denn er kannte alle Welt. Offiziere zu Pferde kamen ihm entgegen, grüßten kameradschaftlich und hielten. Er trat an sie heran. „Schon ausgeschlafen?" — „Oho!" — „Famoser Abend, was!" — „War ganz nett." — „Zacken gehabt?" — „Wahrhaftig

nicht.“ — „Aber ich. Spazieren?“ — „Ja, und Ihr?“ — „Karlsburg“ . . .

Als er, wieder auf dem Fußsteig, den Reitern nachsah, drehte sich einer von ihnen nach Emerich um, hielt die freie Hand an den Mund und rief: „Armida!“

Es war nicht nur das eine Mal, daß er den Namen hörte. Er hörte ihn von Vorübergehenden so häufig — selten verunstaltet — daß er zuletzt überzeugt wurde, die lebenden Bilder, die schöne Harrende am Meer und natürlich auch der schöne Emerich sind das Stadtgespräch. Nur ist der Name Armida — jemand sagte vorhin Armadi! — mundgerechter, als Emerich und Oberkirch. Ich wette, jene Gruppe Biedermeier, die den Weg verstellt, ereifert sich unsertwegen. Er irrte sich; sie sprachen vom Bier, für und gegen das Ledererbräu-Bier. Er irrte sich noch mehrmals. Die Neujahrspredigt in der Katharinenkirche machte doch auch von sich reden.

Dann hieß es Achtung geben. Er geriet mit dem Strom in die Neue Straße. Da war das Gewühl am dichtesten, ein sonntägliches: niemand eilte, niemand konnte eilen. Die Wagenreihen inmitten und die Massen auf den beiden Ufern schienen stillzustehen. Das ist ja, um anzuwurzeln! sagte sich Emerich und bog in den Katharinenhof.

So gerät man auf Abwege, dachte er, das Auge auf die wohlbekannte Laterne gerichtet.

Aber die Kellerthür war zu, und ein weißer Zettel hing daran mit folgender Inschrift:

Das Lokahl wird nach dem Rosenkrantz auffgemacht.

Emerich war entrüstet. Der Rosenkranz pflegt doch nicht

um Drei zu sein! Aber Spazierengehen ist leichter, als Geldverdienen! Er sah am Hause empor. Im dritten Stock beugte sich ein hübsches Mädchen, einen Hut mit roten Federn auf, aus dem Fenster. Ihre Blicke begegneten einander. Sie fuhr zurück, und er machte rechtsum. Fräulein Wurzel vom Frauenlob. Auch das! Magdalene ist vielleicht in der Wohnung, und nun kann er nicht nachsehen! Emerich blickte finster. Der Gedanke, daß er sich unter falschem Namen eingeführt hatte, war ihm oft unbequem, jetzt furchtbar. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, gemeiner Schweiß dem Dandy!

Die Namensanleihe hat ihre bedenkliche Seite, gestand er sich. Ich werde mich heute noch entdecken, unter meinem Namen die Sache zu Ende führen. Nur der Anfang ist schwer. Ich werde Verzeihung, werde Erhörung finden. Wer so küßt, brennt!... Indem ging er von Haus zu Haus und las die Geschäftsschilder. Fräulein Wurzel sollte glauben, er habe sich in der Nummer geirrt.

Aber andre Augen als die munteren der Wurzel-Peppi beobachteten ihn. Vor'm Stiftshause hielt ein Wagen mit dem Doppelwappen der Herzogin Cäcilie, und Hermann Krügel stand auf der Freitreppe.

„Geht dort nicht deine alte Herrschaft, der junge Oberkirch?“ fragte der Kutscher.

„Potztausend, ja! Krebst er schon wieder hier herum?! Ein Racker, aber gratulieren muß ich ihm doch.“

Die Freude Emerichs über diesen unerwarteten Glückwunsch war nicht groß.

„Waren Sie denn schon wieder beichten?

„Nein,“ antwortete der Diener und zeigte mit dem Hut

in der Hand auf die Kutsche. „Heute bin ich von der Frau Herzogin herkommandiert. Oberstleutnant Hugelmann ist bei den Stiftsherren zur Tafel.“

„Und der Prinz?“

Krügel drehte sich so, daß er den Kutscher im Rücken hatte. „Seine Hoheit hat sich zu Bett gelegt,“ sagte er mit gedämpfter Stimme und zwinkerte mit den Augen. „Es gab einen Auftritt heut'! Der Oberstleutnant . . . Herr Baron verstehen . . . Seine Hoheit hatte noch einen Hieb von gestern. So, sagte mir der Kammerdiener, hat man ihn nie gesehen. Zur Frau Baronin, Ihrer Mama, hat er gewollt, aber —“

„Sie müssen wohl noch lange warten?“ fiel ihm Emerich in die Rede.

„Es scheint so, aber ich warte lieber draußen als drinnen.“

„Neun Schritt vom Wege, wie? Na, erfrieren werden Sie heute nicht. Prosit!“ Und Emerich tippte an den Hut und verließ den Diener, der solche Feinfühligkeit sehr taktlos fand.

Also auch Prinz Unschuld steht unter ihrem Zauber! So hat man ihn nie gesehen! Und einen Auftritt gab's! Und er wollte zur Baronin Dinah, um ihr zu begegnen! Armida hat ihn behext. Armer Hugelmann! Das ist der Anfang von deinem Ende.

Armida hat auch mich behext. Arme Magdalene! Das ist das Ende deiner Unschuld. Deine Liebe ist meine Rache.

VIII.

Indem war er wieder in die Neue Straße zurückgekehrt und folgte im Zuge, hinkte langsam dahin, lächelte, grüßte mit der Anmut und mit all den feinen Unterschieden eines Pariser Stutzers, sah um fünf Jahre jünger, frisch, ja unschuldig aus. Da die Gräfin Falkenstein vorüberfuhr, errötete er wie ein verliebter Knabe. Und bei all diesem entwarf er einen ruchlosen Plan und schwelgte in wüsten Wünschen und Vorstellungen.

Jetzt war er wieder entschlossen, Magdalene im Wahne zu lassen. Ihr Mitleid mit dem armen, mit dem lahmen Heiligenmaler ist eine Würze mehr. Und wo liegt der Betrug? Nach allen Schilderungen hat der wahre Spitzmüller entschieden mehr Glück mit alten Bildern, als mit jungen Mädchen. Das lahme Bein ist leider keine Verstellung, Armut hat nichts Berückendes. Der liebenswürdige Emerich Oberkirch war's, der ihr gefiel, der sie gewann. Er würde unter jedem andern Namen dasselbe erreicht haben.

Daß er den Namen eines ehrlichen Mannes zu einem schlechten Streich mißbrauche, kam ihm am allerwenigsten in den Sinn. Eine kleine Verführung war für Emerich kein schlechter Streich. Wer glaubt denn überhaupt an die Unschuld eines armen Mädchens!

Die Schaufahrt und der Zug der Spaziergänger erstreckten sich in die Vorstadt, wo ein Wintergarten das beliebte Stelldichein der begüterten Klassen war. Um des Grüßens enthoben zu sein, bog Emerich in einen Seitenweg ein. Eine andre Welt umgab ihn, aber seine Gedanken blieben die gleichen.

Er war von Magdalenens Unschuld nachgerade überzeugt. Es geschehen noch Wunder. Umsoweniger darf er zaudern. Endlich kommt immer einer, der keine Bedenken hat, pflegte er zu sagen, wenn in Freundeskreisen von der Liebe oder, um uns richtiger auszudrücken, vom Weibe die Rede war. Und glaubt mir, auch die Beste lacht über den Blöden.

Also vorwärts, lahmer Don Juan! rief er sich zu und klopfte an sein krankes Bein; ich habe für alle Sünden voraus bezahlt!

Der Lärm, den die Gruppen vor den Herbergen, die spielenden Kinder und lustwandelnden Erwachsenen machten, war lauter, ungestümer als das Getöse der Stadt. Es war, als schwebe die Leidenschaft, welche Emerich durchglühte, in der Luft. Hinter einem Spielmanne her tobte junges Volk. Jeder Bursche hatte sein Schätzchen am Arme; die Gesichter waren erhitzt, die Augen glänzten. So tanzten und johlten sie an Emerich vorüber, ein wilder Hochzeitszug der Armut, ein Brautpaar jedes Paar. „Recht so!" rief er. „Buhlt, buhlt! Es ist das einzige Etwas vor'm großen Nichts!"

Er ließ auch dieses Gewühl hinter sich. An Ställen und Scheunen vorüber gelangte er ins wahre Freie, an den Saum der Ackerflur. Einige tausend Schritt weiter lag die Ortschaft Kindsbrünnel wie eine Insel in der weiten Ebene.

War das Gewissen in seinen Beinen, daß sie ihn diesen Weg trugen? Er hielt inne, doch nicht deßhalb, sondern wie geblendet.

Die Sonne war unter, doch der Himmel, der ganze Himmel stand noch in Flammen. Nie hatte Emerich solch eine Abendlohe erlebt. Und nicht er allein fand die Erscheinung außerordentlich. Auf den Feldwegen standen die Leute, Einzelne und Gruppen, und staunten empor. Emerich wußte keine Erklärung, er sucht keine; er humpelte nach links und nach rechts, sah um sich und über sich; zuletzt stellte er sich an den Wegrand und betrachtete, das Klemmglas im Auge, Hände und Stock in den Rocktaschen, das Schauspiel, welches Empfindsamen ebenso furchtbar wie schön erschien.

Nach einer Weile sagte er: Sehr hübsch, aber übertrieben! . . .

„Natürlich ist's Herr Spitzmüller!“ spricht eine Stimme, die ihm bekannt ist.

Die Stiegler und ihre Ziehtochter kamen von Kindsbrünnel, und die Stiegler hat, wie sie Emerich nachdrücklich versichert, ihn von weitem schon am Gang erkannt. Und dann „gewann sie ihm das neue Jahr ab“, das heißt, sie kam ihm mit dem Glückwunsch zuvor.

„Prosit beiderseits!“ rief er munter und schüttelte dem alten Chinesen die Hand. Magdalene stand schüchtern, wortlos daneben.

„Nun, bekomme ich von Ihnen keine Hand?“

Rasch legte sie ihre Rechte — sie trug schwarzwollene Fäustlinge — in seine.

Wenn sie nicht so sehr schön wäre, würde diese Jacke sie umbringen, dachte Emerich, nachdem er mit einem Blicke

ihren Anzug gemustert hatte. „Tausend, tausend Glückwünsche,“ flüsterte er zu ihr. „Freuen Sie sich?“

Sie sah ihn nur an.

„Und woher? und wohin?“

„Jetzt gehen wir heim,“ erwiderte die Frau; dann mit einem scheuen Blick in die unheimlich beleuchtete Landschaft sagte sie: „Auch Sie schauten sich den Himmel an. Ist er nicht schrecklich? Schöner Neujahrstag, fruchtbares Jahr. Aber der Himmel so roth! Das bedeutet was! Ich wollt', es wär' irgendwo Krieg, dann war heut' eine Schlacht, und das Himmelszeichen geht uns nichts an.“

„Von Haut und Haar nichts an,“ fiel Emerich belustigt ein,

„wenn d'runten, weit, in der Türkei
die Völker auf einander schlagen!“

„Also in der Türkei!“ versetzte die Stiegler und nickte nachdenklich. . . . „Begleiten Sie uns ein Stück?“

Selbstverständlich, er begleitete die Damen.

Nach einigen Schritten blieb die Alte stehen. „Von wo wir herkommen? Von Ihrer Wohnung.“

„Sie —?“

„Da wir einmal in Kindsbrünnel waren, wollten wir nicht an Ihnen vorübergehen. Aber ihre Hauswirtin oder was sie ist, Sie, das ist ein Drach'! Erst macht sie eine Ewigkeit nicht auf, und dann schreit sie: Nicht z'Haus! und schlägt uns die Thür vor der Nase zu.“

„Ja, die!“ sagte Emerich und lachte; aber ihm war nicht wohl zu Mute.

„Sonntag für Sonntag spazierten wir sonst nach der Loretto-Kapelle; aber heut' —“

Magdalene hob flehend die Fäustlinge: „Frau Mutter,

ich bitte Sie —". Allein die Stiegler war am allerletzten zum Schweigen zu bewegen. „In der Weinwirtschaft auf dem Schloßplatze ist gestern, was man in Hohenbüchel ein Knödel-Essen nennt, gewesen. Sie haben lebendige Bilder aufgeführt, und unser Fräulein Schwester hat mitgespielt... Im Meer!... Sie ist heute das Stadtgerede, sagt der Obermesner, und wenn unsere Verwandtschaft ruchbar wird, geht kein anständiger Mensch mehr in meinen Keller!"

„Im Gegenteil!" rief Emerich. „Glauben Sie doch der alten Biertonne nicht alles!"

„Ich glaub' es wie ein Evangelium," erwiderte die alte Frau so heftig, daß die Vorübergehenden sich umsahen. „Herr Spielvogel hat recht: Wer sich ins Gerede begibt, kommt dabei um. Und ich will keine Theatermamsell in meiner Verwandtschaft — und — und —" Sie brach ab und horchte auf ein Geläute, das von der Stadt her klang.

„Die große Kathi! Sie läuten zu Rosenkranz und Predigt. Und ich steh' da!"

„Fahren wir!" fiel Emerich ein und segnete die große Kathi.

„Ist mir recht."

Der nächste leere Mietswagen wurde angehalten. Der Kutscher kletterte vom Bocke und öffnete den Schlag. Unseliger Zufall! Der Mann kannte Emerich!

„Herr Baron," fragte er, „wohin?"

Aber Frau Stiegler war Wirtin und hatte selbst zu Hohenbüchel die Adelung Bürgerlicher schwungvoll betrieben. Kaum war der Schlag zu, sagte sie: „Aha, er hat Sie Baron geheißen! Man kennt das. Geben Sie ihm ja nicht mehr, als er zu kriegen hat."

Das war die zweite Rettung. Wie durfte Emerich noch zweifeln, daß „Venus und das Glück“ mit ihm seien! In der übermütigsten Stimmung saß er dem Mädchen gegenüber und that, wie der lockere Ovid dem Verliebten rät:
„zupfte mit den Fingern das Kleid, streifte den Fuß mit dem Fuß.“

Allein Magdalene schien für alle Liebeszeichen gefühllos. Mit verschränkten Armen, vorgeneigt, starrte sie durch das trübe Glas, und das schöne Gesicht wurde je nach der wechselnden Helle in den Straßen bald beleuchtet, bald beschattet, denn indem war der seltsame Himmelsschein verblaßt, und die städtische Gasbeleuchtung kam zur Geltung.

Emerich hielt ihr Schweigen und Sinnen für Furcht und Einfalt, in Wahrheit befand sich Magdalene in einer Art Verzückung. Sie fuhr, fuhr und mit ihm!

Dabei war die Fahrt keineswegs, wie die Romantischen wollen, ein „wilder Flug“. Die Straßen waren noch immer dicht bevölkert und außerdem das Gespann alt und müde. Und so klapperten denn die Gäule und wackelte der Wagen nur langsam dahin.

Die Stiegler war lebhaft und laut. Freilich war letzteres bei dem Rasseln der rascheren Fuhrwerke, Kirchengeläute, Summen und Schwirren der Volksmenge notwendig.

„Waren Sie gestern in der Predigt?“

„Nein, ich mußte arbeiten.“

„Schade! Das war eine Predigt! Nicht für jedermann; man mußte im Oberstübel was haben, um ihn ganz zu versteh'n; aber dann! Und wie recht er hat! Die Welt wird nimmer so schön, wie sie war. Die Armen werden immer nur gescheiter, aber nicht reicher. Mir ist unser Stammtisch

zu Hohenbüchel eingefallen. Da war einmal solch' ein Federfuchser bei mir zur Sommerfrisch'. Der hat das ganze Radelwerk, das die Welt zusammenhält, extra gekannt. Aus war's mit der Gemütlichkeit! Alle Abende haben sie gestritten. Und was hat's genützt?

„Wunderbar, wie Sie immer den Nagel auf den Kopf treffen!"

„Bücher machen keine Weise."

„Wieder wahr! Und darum pereat die Druckerschwärze und die Tinte, alles Schwarze, ausgenommen die Schwarzen!"

„Und vivat der Herr Stadtpfarrer! Sein Reden hat Hand und Fuß, fuchswild ist er worden; aber zuletzt wieder gemütlich. Auf die alleweil Nüchternen gibt er auch nichts. Und darum müssen Sie heute abend bei uns bleiben, und wir machen uns einen Punsch!"

„Sind Sie damit einverstanden, Magdalene?"

„Ich bitte schön."

Die Stiegler tippte ihm auf das Knie und stieß dann mit der Schulter an die Nachbarin. Dann sang sie:

Hab' i nit a scheans Schuecherl an,
Hab' i nit a scheans Schnallerl dran?
Mei Schnallerl, mei Schuecherl, mei Schnallerl, mei Schueh,
Bin i's meim Vater sei lustiger Bue — Juhe!
Bin i's meim Vater sei lustiger Bue!

„Und der Rosenkranz und die Predigt?" rief Emerich, um ihre Lustigkeit zu dämpfen. Doch über alle Erwartung gleichmütig antwortete sie, daß ein wenig zu spät viel zu spät, aber einmal keinmal sei.

Wie mir scheint, bin ich heute nicht allein des Deibels, dachte Emerich.

Da hielt das Fuhrwerk. Sie sollten die Heinrichsstraße kreuzen, doch Wagen hinter Wagen fuhr zum Thalia-Theater. Man mußte warten oder umkehren. Die Heinrichsstraße war von den Jablochkowschen Lampen taghell erleuchtet.

„So und noch toller wird's sein," meinte Emerich, „wenn Ihre Schwester auftritt!"

„O du mein Gott!" flüsterte Magdalene. In diesem Augenblicke riß jemand den Schlag auf und warf ein Dutzend Zettel ins Innere, weiße Zettel, auf denen mit großen roten Buchstaben gedruckt stand:

Armida!

„Unsere Leut' sind ja recht rührig," sagte Emerich bissig.

„Das ist mein Tod!" stöhnte die Stiegler und gab ihm just damit die gute Laune wieder.

„Sehen Sie: Verlag und Druckerei des Fernsprechers! Sogar der Sonntagsbummel ist diesen Ruchlosen nicht heilig!"

„Aus ist's! Morgen stehen wir alle in der Zeitung! O mein Herr Obermesner! Denken Sie an mich, hat er gesagt, denken Sie an mich! . . . Und da haben wir's Schwarz auf Weiß — "

„Rot auf Weiß!" rief Emerich. Da sah er, daß Magdalene den Kopf in die Hände barg. Er wurde betroffen.

„Magdalene, ich glaube gar —"

Sanft zog er ihre Hände fort. Sie weinte. Im nächsten Augenblicke schrie er 'dem Kutscher hinaus, in Kukuks Namen eine andere Straße zu fahren. Dann entriß er

Magdalenen die Fäustlinge, preßte die Hände an seine Lippen, neigte das Gesicht zu ihr und fühlte beim Anblick ihrer Thränen ein Weh, das zugleich Lust war. Er bat und tröstete sie, schwor ihr Liebe und ewige Treue und war in dieser leidenschaftlichen Stimmung einer schönen That ebenso fähig wie der schlimmsten. Die Stiegler schaute währenddem aus dem Fenster; sie glaubte einem Stammgast diese Unaufmerksamkeit schuldig zu sein.

IX.

Um halb Elf Uhr wurde die schon geschlossene Thür zum Weinkeller wieder aufgethan und Emerich hinausgelassen. „Wegen der Nachbarschaft“ öffnete die Stiegler selbst. Sie nickten einander zu, und er blickte über ihre Schulter weg noch einmal auf Magdalene, die auf der untersten Stufe stand.

Nur über den Katharinenhof schritt er rasch; dann ließ er sich Zeit. Er tändelte mit seinem Stock und summte:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!

Wenn er nicht lahm wäre, würde er zur Singweise die Straße entlang tanzen, und wenn er kein Künstler wäre, den Cylinderhut aufs Ohr setzen, so ausgelassen ist er.

Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Magdalene hat ihm ein Stelldichein bewilligt. Auf der Straße. Vorerst trifft man sich immer auf der Straße.

Mein liebes, sanftes, schönes Mädchen, sagte er, wenn ich reicher wäre, würde ich nicht mein Leben, aber mein Vermögen mit dir teilen!

Bei diesem Gelübde mit Vorbehalt versäumte auch er den herkömmlichen Blick gen Himmel nicht, und da er den

glänzenden Sirius für die Venus hielt, grüßte er mit einem Siegerlächeln seinen Stern.

Das war auf dem Schloßplatz. Vor Lissac stand eine gaffende Menge, denn das Haus überstrahlte wieder seine Nachbarschaft, trotzdem heute der erste Stock nicht erleuchtet war. Auch Emerich machte Halt. Ihm gewährte die Dunkelheit der Klubräume Vergnügen. Das Fest liegt diesen Hausunken in den Gliedern. Eine Flasche Sekt wirft sie um. Einmal zur Polizeistunde nicht in den Federn, und sie verkriechen sich vor Kopfweh und Gewissensbissen in den Pantoffel der Gnädigen. Da sehe man Emerich Freiherrn von Oberkirch an, den Mann mit den stählernen Nerven!

Dem Punsch war er glücklich entronnen. Die Frauen überzeugten sich heute, wie „furchtbar weit" er vom Katharinenhof nach Hause hat. Ein guter Tropfen würde jetzt nicht zu verachten sein. Auch verspürte er Eßlust. Sie haben ihm Rostbraten aufgetischt, mit Liebe, aber wenig.

Ob Faber bei Lissac ist? Möglicherweise mit Engelbert. Emerich hat eine leise Abneigung gegen den Fabrikherrn. Es geht ihm wie der Baronin, er weiß nichts, aber er ahnt etwas. Der trotzige, hochfahrende Geldmacher ist Armiden nicht gleichgiltig. Engelbert hat abgewinkt. Bravo! aber er leidet wie alle diese Selbstmänner an Größenwahn . . .

Während Emerich also zauderte, traten einige Herren aus der Eingangshalle. Sieh, sieh! Exzellenz Wandl, Graf Semola-Sperl, Papa Oberkirch, der ewig junge Hackert und der ewige Hamster . . . Man bewundert die schöne Nacht, wechselt Händedrücke, lüftet den Hut und trennt sich. Oberkirch der Aeltere machte einige Schritte, hielt inne, um seine

Schlaguhr spielen zu lassen, gähnte hinter der Hand und schritt wieder weiter.

Drum soll ein Kind die weisen Lehren
Der alten Leute hochverehren,

sagte Emerich und holte seinen Vater ein.

Sie begrüßten einander wie gute Bekannte, die angenehmerweise einen und denselben Weg haben.

„Du warst bei Lissac, Papa? Oben oder unten?"

„Unten."

„Darum! Ich sah oben kein Licht."

„Wenn Lissac nicht Rollläden machen läßt, wird überhaupt niemand mehr nach oben gehen."

„Ah ja, heute früh! Wir im Saale hatten keine Ahnung. Uebrigens war das Fest sehr gelungen und —"

Aber der andre fiel ihm ins Wort und bat ein- für allemal, ihn damit zu verschonen. „Ich verdamme das gestrige Programm von Anfang bis zu Ende —"

Sie waren stehen geblieben. Oberkirch der Aeltere nahm sein Augenglas ab, Emerich das seinige auf.

„Weißt du, Papa, daß ihr seit gestern die Ungemütlichen heißet? Engelbert nämlich —"

„Rede mir nicht von Engelbert! Er baut, aber verbreitert nicht, sondern verlängert sein Grundstück. Adieu Trüdringen! Freilich, wie sollte seinesgleichen uns darin nachempfinden!"

„Wollte er auch Trüdringen kaufen?"

Baron Ferdinand maß den Spötter von oben bis unten.

„Ein Sohn Dinah's würde Spässe dieser Art nicht machen!"

„Wahrscheinlich nicht; er würde in meinen Jahren Trüd-

ringen kaufen, denn er würde Bankier sein, nicht wie ich" — Emerich klopfte an sein lahmes Bein, „Leutnant a. D. — armer Deibel!"

„Keine Aufregung."

„Du hast recht . . . Theater! . . . Was ich sagen wollte: Armida verläßt uns."

„Sie hätte nie zu uns kommen sollen. Ich weiß die Neuigkeit von Hackert . . . Armida und kein Ende! Ich wollte den Abend im adeligen Klub verbringen. Doch da waren die Falkenberg und Hagen und andre jugendliche Lungen. Man hörte sie durch fünf Zimmer. Und immer Evviva! Und ich weiß doch, ihre Mutter war aus Hohenbüchel . . . Ich gehe zu Lissac; dieselbe Leier. Außer der Exzellenz alle verrückt. Und ich, um nicht lächerlich zu erscheinen, muß lächeln, geheimnisvoll, wenn man von der Vergangenheit des Findlings faselt, verbindlich, wenn man von der genialen Ziehmutter spricht! Und wie ich zu bersten fürchte vor verhaltener Wut, schiebt mir unversehens ein kleiner Handelsjude seinen Kasten unter die Nase: Kaufen Sie Armida-Zigarren!"

„Tröste dich, Papa, wir werden mit unserm Schützling berühmt und beliebt."

„Ein Oberkirch hat das nicht nötig."

Indem hatten sie ihren Weg fortgesetzt. Obwohl sie in einem stillen Viertel sich befanden, durch Straßen gingen, die um diese Stunde wie ausgestorben lagen, sprachen beide mit gedämpfter Stimme.

Jetzt blieb Emerich stehen.

„Musik!"

„Ich höre nichts . . . Doch! du hast recht . . . Wahr-

scheinlich ist Konzert in der Alhambra . . . Es wird nicht mehr lange dauern, daß man in der Prinzenstraße in guter Gesellschaft wohnt! . . .“

Sie schritten weiter.

„Ich würde dem Mädchen seine Erfolge gönnen,“ begann Baron Ferdinand nach längerem Schweigen. „Armida hat Charakter.“

Leider! dachte Emerich.

„Doch glaube mir, die Sache wird ernst. Es handelt sich um mehr, als Theater-Geschichten und fahrende Schönheiten, handelt sich um Grundsätze, um einen lange vorbereiteten, endlich notwendigen Kampf. Armida ist schon heute eine Partei, binnen kurzem ein Losungswort und endlich unser Feind!“

„Nicht mein Feind, Papa. Ich werde immer auf Seite der Jugend, der Schönheit und des Geistes stehen!“ Er hielt wieder inne. „Das Konzert ist nicht in der Alhambra,“ sprach er, „sondern in der Prinzenstraße . . . Und ein vortreffliches Konzert . . . Horch! . . . Lohengrin! . . . So spielt nur unsere beste Kapelle.“

Nach wenigen Schritten bogen sie in ihre Straße. Emerich hatte recht. Die Musik — ein gewaltiges Orchester — spielte in der Prinzenstraße, im Freien, beim Scheine von hundert roten, weißen, grünen Lichtern. In allen Fenstern lagen Horchende, und unten drängte sich die Menge.

„Was soll das heißen?“

„Das ist doch klar,“ erwiderte Emerich, „ein Millionär oder — ein Prinz huldigt deiner schönen Feindin Armida. Denn man spielt vor unserm Hause, und ich glaube nicht, daß man mir ein Ständchen bringt.“

Baron Ferdinand antwortete nicht, sondern machte Kehrt.

Er zog den Umweg durch den Park dem Eintritt angesichts der Menge vor. Beim Parkhause angelangt, verbat er sich Geleit und Licht. Wegen des Ständchens war die gesamte Dienerschaft vorne, in der Eingangshalle, und Baron Oberkirch mußte lange läuten, bis ihm geöffnet wurde. Die Nachricht, daß die Baronin noch Gäste bei sich habe, vermehrte seinen Aerger . . . „Und wer *sind* denn diese Gäste?“

„Frau Blume —“

„Blume — Blume — so heißt ja wohl Engelberts Geschäftsführer?“

„Zu dienen, Herr Baron,“ versetzte Franz. „Die Dame war gestern Chaperon des Fräuleins. Außerdem sind Frau Zeitteles und Doktor Kohn da.“

Das wäre so meine Gesellschaft! dachte Oberkirch. Frau Zeitteles war Dinahs Tante. „Und — das Fräulein?“

„Das Fräuleinchen ist auch bei der Gnädigen.“

Oberkirch begab sich in sein Schlafzimmer. Das Wechseln der Kleidung war für ihn auch in der schwärzesten Laune eine angenehme Beschäftigung. Dann wurde Franz mit dem Befehl entlassen, seinem Herrn den Aufbruch der Gäste zu melden. Der Kammerdiener hielt es für vorteilhafter, der Baronin die Ankunft des Gemahls mitzuteilen, und damit das Ende der Gesellschaft zu beschleunigen.

Unterdessen ging Oberkirch im geräumigen Schlafzimmer auf und ab. Ein Blick aus dem Fenster hatte ihn beruhigt, daß das Ständchen vorüber sei. Er sah nur noch die Nachzügler des großen Schwarms, der lärmend stadtwärts zog.

Diese Komödie, sagte er grimmig; diese Komödie! Vor meinem Palais, um eine Person von niedrigster Herkunft! Weil sie blonde Haare und dunkle Augen hat. Ein Ständchen

mit vollem Orchester! Lampions! Lampions! Ja, wie will man denn dann Leute von Stand — er räusperte sich — von Verdienst ehren? Das sind unmoralische, unhaltbare Zustände!"

Da kam auch schon Weber mit der Nachricht, daß die Baronin allein sei.

„Gut, geben Sie mir ein Taschentuch!" . . . Oberkirch besprengte den Batist mit Chypre, warf einen Blick in den Spiegel und begab sich dann in Dinahs Lieblingszimmer.

„Schon zurück?" sagte Dinah, die am Kamin saß.

„Schon? — Erlaube — es geht auf Mitternacht. Allerdings würde mir ein großer Ärger erspart worden sein, wenn ich länger ausgeblieben wäre. Diese lärmende Musik, dieser Auflauf vor unserem Hause! Skandal!"

„Willst du nicht Platz nehmen?"

Nein, er ging auf und ab, entrüstet, aber auch im Zorn noch Lord.

„Was ist Böses dabei?" nahm Dinah wieder das Wort. „Den Ueberschwang muß man seiner Jugend zu gute halten."

„Seiner Jugend! der Schuldige ist dir also bekannt?"

„Da ein Diener des Prinzen Ernst beim Beginn der Musik Blumen für Armida und mich abgab, war das Rätsel nicht schwer. Sieh nur, was für prachtvolle Blumen!" Sie blickte auf einen Strauß frischer Blumen in einer Vase.

„In meinem Hause liebe ich nicht die Blumensprache."

„Diese ist harmlos, denn die Sträuße für das junge Mädchen und die alte Frau sind ganz gleich. Ich habe die Bekanntschaft nicht vermittelt. Da Armida bei uns wohnt, war die Aufmerksamkeit für mich ja selbstverständlich, da sie uns verläßt — wie ich dir zu deiner Beruhigung mitteile — seine erste und letzte."

Als Dinah von der „alten Frau“ sprach, hielt der Baron unwillkürlich inne und blinzelte und lächelte auf sie hernieder. Gerade heute sah sie mädchenhaft frisch und „sehr gut“ aus. Er hörte das übrige nur mit halbem Ohr; er wollt’ es überhören.

„Meine liebe Dinah,“ sprach er, „du bist zur Ziehmutter für ein so großes Kind zu jung, zu jung! Sei aufrichtig: es kam, wie ich voraussagte. Die Verantwortung ist zu groß, die Schwierigkeiten nehmen mit der Zeit nicht ab, sondern zu.“

„Deine Voraussagung traf ganz und gar nicht ein. Armida verläßt unser Haus, wo sie dir ein Ärgernis ist, aber ich verlasse nicht Armida.“

Er nahm jetzt doch Dinah gegenüber Platz. „Die Person ist mir gleichgültig; ich beurteile den Fall völlig unparteiisch und kann die gestrigen und heutigen Vorgänge, überhaupt deine Absichten und Aussichten nicht billigen. Für mich und meinesgleichen ist alles Auffällige, Aufdringliche, alle Reklame schlechter Ton. Das ist nicht modern und wird in den Kreisen, in denen du dich früher bewegtest, freilich anders sein. Aber der Adel, der wirkliche Adel, hält nun mal an seinen Überlieferungen fest und was für meinen Urahn Regel und Sitte war, gilt auch für mich.“

„Ja und nein. Unter meinen Kreisen verstehst du die Juden. Im großen und ganzen denkst du von ihnen wie deine ritterlichen Ahnen. Doch hast du eine Jüdin geheiratet. Das, mein Lieber, war sehr modern.“

„Du bist keine Jüdin.“

„Ich bin’s und werde Tag für Tag daran erinnert. Mein Gemahl sieht seine ritterlichen Freunde bei sich, aber

ohne ihren Frauen; mein ritterlicher Gemahl wird von seinen Freunden empfangen, aber ohne seine Frau.“

„Ich bedaure, wenn du dich über die Gesetze der Gesellschaft oder vielmehr über ihre Dehnbarkeit Täuschungen hingabst.“

„Ich kannte die Gesellschaft sehr genau; ich gab mich aber einer anderen Täuschung hin. Ich glaubte, daß Mann und Frau nicht nur das äußerliche, Namen, Stellung, Überfluß oder Armut mit einander teilen, daß sie wenigstens mit der Zeit gemeinsame Gedanken und Empfindungen haben würden. Sag aufrichtig: Was haben ich und du eigentlich Gemeinschaftliches?“

„Mit dem gleichen Recht könnte ich fragen: Warum hast du dich nicht meinen Anschauungen, meinem Gedankenkreise, meinen Liebhabereien angepaßt!“

„Deinem Gedankenkreise? Wünsch' es nicht!“ sagte sie heftig. „Und jetzt will ich dir einen zweiten Grund sagen, warum ich Armida nicht täglich, stündlich in meiner Nähe wünsche. Du bist auch darin modern, daß du alles Poetische für überspannt und alles Empfindsame für sentimental hältst. Du würdest entrüstet sein, wenn ich dir zumutete, einen Roman zu lesen. Gut; ungefähr in dem Sinne wurde auch ich erzogen. Aber du hast, wie ich aus deinen eigenen Andeutungen schließe, Romane erlebt! Ich nicht. In Armidas Gegenwart nun, angehaucht von diesem schwellenden Frühling, ertappe ich mich zuweilen auf krausen Gedanken. Ich fühle mich zuweilen versucht, ihr zu sagen: Jugend und Jugendliebe schließen die Klugheit aus. Ich war immer klug, aber niemals gücklich. Bedenke das, wenn du wählen mußt!“

Er sah sie überrascht an. Ihre Blässe war ver-

schwunden, ihre Wangen glühten und ihre Augen strahlten, wie er sie nie gesehen.

„Du sagst mir ja recht angenehme Dinge," begann er, „am ersten Jahrestage! Was die Romane betrifft, so habe ich nicht mehr und nicht weniger erlebt, als die andern Kameraden. Schwärmer war ich nie. Vielleicht würd' ich es geworden sein, wenn ich dich zehn Jahre früher kennen gelernt hätte. Oder sagen wir, fünf Jahre früher. Jetzt bin ich ein wenig müd. Aber immer bereit, für meinen König wie für dich zwischen Kugel und Ziel zu treten."

Er sprach ohne Pralerei. Sie fühlte das und Dinah würde kein Weib gewesen sein, wenn sie von diesem soldatischen Ton nicht bewegt worden wäre.

„Um dir nicht nur unangenehmes zu sagen," versetzte sie: „Papa erfuhr aus guter Quelle, daß der gegenwärtige Besitzer Trübringens, Herr von Hahn, verkaufen will und daß er in dieser Absicht demnächst hierher kommt."

Ferdinand sprang auf und ergriff und küßte ihre Hand; der weite Ärmel glitt zurück, und er küßte auch den Arm. Der Arm war weiß, fest, und schön geformt. Eine Erinnerung ging Ferdinand durch den Kopf. Die Erinnerung an eine Operette, in der ein Marmorbild lebendig wird, die alte Geschichte von — wie hieß er doch? — ja, von Pygmalion.

X.

Fräulein Josephine Wurzel hatte sich verbessert. Sie war seit Neujahr nicht mehr Probemamsell im Frauenlob, sondern Kassenführerin in der Alhambra. Die Alhambra war ein ziegelroter Prachtbau in der Engelbertstraße, Wintergarten, Badeanstalt, Konzert- und Ballhaus! Als Fräulein Josephine den Stiegler'schen die Veränderung anzeigte, versprach sie, Magdalene an einem Nachmittag der ersten Jahreswoche den Schauplatz ihrer neuen Thätigkeit zu zeigen. Ihre Thätigkeit bestand in der Abgabe der Bademarken und im Buchen der Einnahme. Frau Stiegler verzichtete auf den Gang; sie hatte eine Abneigung gegen Badeanstalten.

Wenige Tage nach dem Versprechen machten sich die beiden Mädchen nachmittags auf den Weg; die Wurzel-Peppi in einem Überwurf von Samt, den Hut mit roten Federn auf; Magdalene in ihrer Jacke von grobem schwarzen Loden, die Hände in Fäustlingen, wie immer barhäuptig. Sie war sehr blaß. Die Alhambra-Odaliske, im Bewußtsein ihres höheren Schicks und hohen Federbusches, ging arglos neben Magdalenen, ohne Ahnung, daß so mancher gute Freund nicht ihr, sondern der schönen Begleiterin nachsah.

Wieder war ein lieblicher Tag und die Stadt mit seinem

blonden Licht erfüllt. Nicht mehr ein weißes Tüpfelchen war auf den Dächern und der Fußsteig blank und trocken, denn das Wetter blieb alle diese Tage gleich warm und heiter. Die ewig Unzufriedenen begannen schon zu murren. Da der Winter milde war, verlangten sie einen strengen; sie wollten frieren, im Schnee waten und in Nebel tauchen. Auch die prachtvollen Sonnenuntergänge beunruhigten viele. Irgend etwas ist im Weltall nicht in Ordnung. Die Abergläubischen sahen in allem dem Freundlichen Vorzeichen düsterer Ereignisse.

Fräulein Peppi machte sich über die Witterung keine Gedanken. Der Himmel, der ihr zu Weihnachten einen neuen Hut bescheert hat, muß selbstverständlich auch für das dazugehörige Wetter sorgen.

„Fehlt dir was?“ fragte sie und nahm den Arm der Freundin. „Du schaust so schwermütig drein. Bist du verliebt?“

Das Blut schoß Magdalenen in die Wangen. „Rede doch nicht so!“

„Nun, was läge dran? Ich bin alleweil verliebt.“ Dabei sah sie einen Stutzer, der ihnen zulächelte, vernichtend an.

Der Boden dröhnte. Ein Zug Jäger überholte sie. Der Trompeter setzte an, schmetterte einige Takte, dann klang wieder nur der schwere Schritt. „Eins, zwei! eins, zwei!“ sagte Peppi, bis auch ihn das Rasseln der nun wild durcheinanderfahrenden Wagen verschlang.

„Bist du für Zivil oder Militär?“

Magdalene starrte das leichtlebige Mädchen an. In ihrem Herzen stritten sich Himmel und Hölle, und nun legt man ihr solch eine Frage vor!

„Ein fescher Leutnant — es geht nichts darüber, indes ein Korpsstudent in voller Wichs ist auch nicht übel, doch wenn ich im Theater bin, sag' ich: Es gibt nur einen Schiffelmann! Deine Schwester hat morgen die erste Probe ... Ach, warum bin nicht ich die Fee, der dieser Flottwell ein Jahr seines Lebens schenkt!"

Magdalene wandte sich mit Widerwillen ab. Der Stadtpfarrer hat recht. Ein Mädchen ohne Gottesfurcht ist verloren. Und sie geht mit der lachenden Sünderin Arm in Arm, geht einen Weg mit ihr! ... Noch ist es Zeit zur Umkehr. Aber wie soll sie sich ausreden? was morgen dem Freunde sagen? Von ihm hat sie nichts zu fürchten, wenn sie ihrer selbst sicher ist. Ja, die Versuchung ist in der Einsamkeit schrecklicher, als in seiner Nähe. Was weckt die Wünsche, von wannen stammen die Träume! ...

„Am fünfzehnten ist die Aufführung. Du gehst doch hinein?"

„Ich, nicht um die Welt! Die Angst und Scham würden mich umbringen. Reden wir nicht davon! Ich war so stolz auf Armida, und jetzt macht sie mich so unglücklich."

„Unglücklich, weil sie ihr Glück macht?"

„Ihr Glück? Wenn du vorgestern und gestern die Predigten über das Theater gehört hättest, würdest du anders davon denken."

„Glaubst du, der Vater habe uns die Predigt erlassen? Er vergißt sonst alles, aber eine Predigt merkt er sich von A bis Z."

„Nun, und was sagst du dazu?"

Peppi zwinkerte mit den Schelmenaugen. „Ich sag' halt, in zwanzig Jahren denken wir wie der Herr Stadt-

pfarrer darüber. — Aufgepaßt!" Ein junger Mann zu Pferde kam um die nächste Straßenecke und ihnen entgegen.

„Der Reiter ist ein Prinz, aber mein Prinz wär' er nicht — das heißt — heut' schaut er mal anders aus — so frisch, so keck!" Peppi bog den Kopf zurück, doch drehte sie ihn schnell wieder herum und sagte: „Hoheit hat sich nach mir umgesehen." Dann lachte sie. „Der Prinz in der Prinzenstraße — das paßt wie der Deckel auf den Maßkrug."

Magdalene blickte unter den gesenkten Augenlidern in die breite, stille Straße und beschleunigte den Schritt.

An der Mündung einer schmalen Gasse blieb Peppi stehen. „Das ist der Heideweg."

„Das?!" rief Magdalene lebhaft, bis in die Schläfe rot.

Die andre nickte. „Er zieht sich weit bis ans Wasser hin. Und wo die letzten Häuser sind — Ist dir die Lebensgeschichte des Herrn Stadtpfarrers bekannt?"

„Ja."

„Dort hat die arme Lisi gewohnt . . ." Ernst zu bleiben war der Kleinen unmöglich. „Siehst du," setzte sie schalkhaft hinzu, „damals war der Herr P f a r r e r jung."

Auf der Uhr am Hause Engelberts war es halb Vier, als die Mädchen vor der Durchfahrt standen und in den Hof guckten. „Da wird das elektrische Licht gemacht; merkwürdig, eine so stille Sach' mit so viel Lärm . . . Schau! wie in einem Ameisenhaufen!... Herr Engelbert ist ein Millionär... Die lebenden Bilder mit Armida — Sieh' nur nicht so unglücklich aus, ich sage nichts mehr . . ."

Noch waren sie im Bereich des Getöses, als Magdalene inne hielt und ihre Linke an die Brust drückte.

„Was fehlt dir?“

„Ich habe Herzklopfen.“

„Das kommt davon. Immer zu Haus oder in der Kirche ... Mein Gott, wie blaß du bist! Zieh’ doch die abscheulichen Fäustlinge aus! Die Alhambra ist ja keine Eisgrube. Fühlst du dich wohler? Das große rote Haus — dort! — ist die Alhambra.“

Magdalene atmete auf. „Es ist vorüber.“

... „Wie geht’s, Fräulein Lina?“ fragte Peppi das dicke Mädchen, das mit ihr in der Kassenführung abwechselte.

„Heiß.“

„Meine Freundin, Fräulein Bellotti. Ich will ihr unsere Räumlichkeiten zeigen.“

„Schön.“

Sie traten durch eine Schwungthür in die Halle.

Der hohe viereckige Mittelraum ist durch Säulenstellungen mit niedrigeren Nebenhallen verbunden. Von einem oberen Geländergange steigen auf schlanken Säulen Tropfsteingewölbe empor und schließen sich zur Kuppel. Alles — Wände, Säulen, Kuppel — ist mit bunten Bandmustern bedeckt; im Viereck ist Himmelblau die Grundfarbe, das Gewölbe schimmert von Gold.

Durch die zellenartig durchbrochene Kuppel fällt ein mattes Halblicht auf die üppige, nicht überladene Pracht. Im Hintergrunde wölbt sich eine Nische über einem Wasserbecken. Myrtengebüsch umgibt und verdeckt dasselbe. Von Zeit zu Zeit wird hinter den Myrten ein geheimnisvolles Rauschen laut — ein Plätschern — dann ein gurgelnder Ton — und wieder brütet Stille ...

Die laue Luft riecht nach Hyazinthen. Magdalene fühlte

sich seltsam beklommen, nach wenigen Minuten waren ihre Füße bleiern, sie hörte ihr Herz schlagen. Sie ergriff Josephinens Hand. „Du hast feuchte Hände" sagte die Freundin; „Warm ist's bei uns, die richtige Badstubenluft, aber schön! Jetzt komm'!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später stand Magdalene dort, wo der Heideweg in die freie, unbebaute Flur sich verlor. Unter einem goldig flammenden Himmel. Nicht nur der Himmel, auch die Welt wogt, und sie selbst ist beschwingt. Doch da legt sich ein Arm um sie."

„Dank! Dank!" sagte Emerich, „ich wußte, daß du kommst."

Sie nickte.

Und dann ging sie an seiner Seite. Ging? Sie schwebte und hörte seine angenehme Stimme. Was spricht er? Musik. Und sie lächelte.

Und dann stand sie in einem sanft durchwärmten und hellen Zimmer, mit Teppichen auf dem Boden, an den Wänden. Ihr Blick gleitet darüber weg und haftet auf einer großen farbigen Fläche . . . „Dies ist das Bild," sagte Emerich. „Ein Palmenhain . . . Die Glut der Wüste bricht von allen Seiten herein. Und da kniet die Heilige und blickt weltverloren vor sich, wie du jetzt blickst . . . Es ist dein Gesicht . . . Erkennst du dich?"

Sie lächelte starr.

Plötzlich warf er sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee.

„Du weißt, was mir zum Bilde fehlt, zum Bilde, das

meinen Ruhm, das unser Glück begründen soll! Du weißt, worum ich dich bat! . . . Magdalene! . . . Geliebte!"

Sie starrt auf das Bild . . . Die Glut der Wüste, ja! und da ist das Myrtengebüsch, und horch! das Wasser . . .

Mit schweren Händen nestelte sie an ihrem Gewand.

„O du!" zischelte Emerich. Ein Schauder überlief sie; sie sah wirr um sich, sah auf ihre weiße Brust; da wich der Zauber, sie stieß den Versucher von sich und schrie — schrie — dann schwanden ihr die Sinne.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Armida hatte einen Tag voll Aufregungen zugebracht. Nun stand sie am Fenster ihrer Stube und sah in den dämmernden Park, auf die Leuchten jenseits der Mauer. Es war Armidas letzter Abend in der Prinzenstraße, morgen sollte sie ein neues, ein stattliches Heim bei einer Tante der Baronin beziehen. Die Zuneigung Dinahs zu ihrem Schützling hatte in gleichem Grade zugenommen, wie das Mißvergnügen des Barons. Aber seine hoffärtige Miene, seine Ungnade machten das schöne Mädchen lachen. Dem verlebten Lebemann flicht die Jugend keine Kränze. Ein alter Don Juan ist nur als heiterer Onkel erträglich.

Doch Baron Ferdinand ließ seinen Verdruß die Gemahlin empfinden. Die verweinten Augen Dinahs hatten dem Mädchen die häuslichen Vorgänge oft genug verraten und rührten es. Schon dieser *eine* Zug, dies Gefühl der *Gerechtigkeit* in der sicherlich Selbstsüchtigen sprach für die Vortrefflichkeit der Schule. Ja, Armida verläßt das Haus, eine Bessere. Auch glücklicher? Wenigstens näher dem Glück als vormals.

Wo ein Wille, ist auch ein Weg, sagt man. Doch

würde Armida mit ihrem starken Willen und ihren natürlichen Gaben ohne die Dazwischenkunft Dinahs, etwa unter den Fittigen der Frau Stiegler, heute dem Ziele eben so nahe, würde sie zur Erkenntnis, daß Reichtum nur Mittel, nicht Zweck ist, in einer Dachstube ebenso rasch gekommen sein, wie im Hause des Reichtums!?

Glücklich sind diejenigen, welche sich mit der Gegenwart in Übereinstimmung fühlen.

Armida war auf dem Wege, noch nicht am Ziele.

Oberkirch benützte die günstigen Zufälle, um ein letztes Beisammensein seiner Frau mit dem Schützling zu verhindern. Der gegenwärtige Besitzer Trübringens war nun in der Stadt. Oberkirch hatte seine Bekanntschaft gemacht, und da erging von einer gemeinsamen Freundin eine Einladung zum Thee am Fünften. Als Dinah den Einwand machte, daß der Fünfte der letzte Tag Armidas in ihrem Hause sei, zog der Freiherr die Brauen hoch. „Du hast geklagt, daß dir die Thüren der Aristokratie verschlossen seien. Hier ist die Einladung in eins der besten Häuser. Willst du Mamsell Armida zulieb der Generalin einen Korb geben? Ich würde das — würde das sonderbar finden. Um so mehr, als du deinen Günstling noch recht oft bei deiner Tante sehen wirst. Für mich handelt es sich heute um Trübringen. Um Trübringen! Da die berühmten Geschichtsprofessoren X und Z zu deinem Jourfix gehören, vermute ich einigen historischen Sinn bei dir.“ Was konnte die Baronin darauf erwidern?

So blieb Armida am Abschiedsabend allein.

Auf dem Tische lag ihre erste Rolle. Das Heft duftete nach türkischem Tabak und Opoponax — nach dem Heim

ihrer Vorgängerin Johanna Sperl. Der süßliche Geruch war den starken Nerven Armidas widerlich. Doch sie bedurfte des Buches nicht. Indem sie sich mitten in die Stube stellte, begann sie laut:

Der Kampf ist aus, ich habe mich besiegt.
Beschlossen ist's, ich scheide von der Erde —

Ein Kichern nebenan erinnerte sie, daß sie nur durch eine Tapetenwand von der Kammerjungfer getrennt wohnt. Rasch entschlossen, band sie ein Tuch um und eilte in den Park.

Im Gartenhause brannte im ersten Zimmer Licht — ein Zeichen, daß Baron Emerich nicht daheim war. Wenn er zu Hause ist, sind alle Fenster erhellt. Armida war somit Herrin des ganzen Gebietes. Das Getöse der Nachbarschaft störte sie nicht und unterstützte ihre Absicht. Indem sie zwischen dem Gartenhause und der Mauer auf und nieder ging, sagte sie ihre Rolle her:

„Der Kampf ist aus —
. . . Ich habe dich getäuscht —"

Sie bog den Kopf. Ihr Ohr unterscheidet jeden fremden Ton. Jemand ist an der Gartenthür.

„Ich bin nicht das Geschöpf, das du in diesem Augenblick noch in mir suchst —"

Still! Man schließt auf: Baron Emerich kommt zurück. Sie duckt sich in den Schatten.

Er ist's, aber nicht allein; eine zweite Gestalt tritt dicht hinter ihm ein. Eine Dame!

Aus dem Schatten der Mauer schreiten sie hastig über den hellen Kies; er führt sie an der Hand — Keine Dame! —

Aber — Armiden stockt das Blut in den Adern — Unmöglich!

Unmöglich, und doch — Sie sind schon am Hause, die alte Stiege ächzt, und alsbald knarrt die Thür.

Armida huschte zum Parkhause. Die Fenster liegen hoch; sie haben keine Läden, doch durch dicke Vorhänge dringt nur ein schwacher Schein. Sie schleicht um das Haus an die Treppe. Sie glaubt Emerichs Stimme zu hören, aber nicht mit dem gewohnten spöttischen Tone, sondern tiefer und leidenschaftlich. Dann ward es sekundenlang still — dann erklang ein entsetzlicher Schrei — ein zweiter. Aber schon ist sie oben und stößt die Thür ein und steht im Zimmer. Eine weibliche Gestalt windet sich auf der Erde in Krämpfen, und Emerich kniet daneben verstört, ratlos und redet wie geistesverwirrt: „Magdalene — Maddalena, beruhigen Sie sich — o mein Gott! — ich bitte Sie — prego, prego, prego . . .“ Da reißt ihn Armida empor, würgt ihn, den diese Wende seines Abenteuers schlaff, kraftlos und feige machte, und schleudert ihn von sich. Er taumelt rückwärts, fällt aber glücklicherweise auf einen Divan.

Armida hat ihr Tuch auf die Schwester geworfen und kniet neben ihr. Emerich erhebt sich, faßt an den Hals, dreht den Kopf und stottert: „Fräulein Armida, ich bin — ich bitte —“

Sie zeigt auf die Thür und zischt: „Hinaus! Stehen Sie Wache! Wenn Sie ungerufen eintreten, erwürge ich Sie!“

Emerich glaubt's; er tappt umher, sucht seinen Überzieher — bei aller Aufregung ist er vorsichtig — mein Gott! er hat ihn ja an! — den Hut — dann stolpert er aufseufzend hinaus.

. . . Die Erschöpfung Magdalenens, als sie aus dieser fürchterlichen Ohnmacht zu sich kam, war Wohlthat. Wie

würde sie sonst den Anblick der Schwester ertragen haben! Nun lag sie auf dem Sofa, still und weiß wie eine Tote. Armida saß daneben und hielt ihre Hand, und ihr Zorn schwand in Erbarmen hin.

„Seit wann kennst du Baron Emerich?"

Magdalene sah sie fremd an. „Den kenn' ich nicht..."

„Aber du bist doch bei ihm!"

„Ja? doch ich kenn' ihn nicht."

„Aber der Mann, mit dem du kamst, der Mann mit dem lahmen Fuß, ist Emerich, der junge Baron Oberkirch!"

Magdalene machte den Mund auf und zu wie ein Fisch außer Wasser.

Armida fürchtete einen neuen Anfall. Sie bat die Schwester, sich zu beruhigen, zu schweigen, verschob alle Erklärungen auf bessere Zeit, ja sie lächelte, aber haßte in diesem Augenblick die Thörin beinahe ebenso wie den Betrüger. Magdalene barg das Gesicht in die Hände. Sie durchschaute das schmähliche Spiel. Gott hat sie gerettet — damit sie bereue! Bereuen und dann — alle Empfindungen lodern in dem einen Wunsche zusammen: dann sterben!

Plötzlich sprang sie auf, blickte wild um sich und rief: „Fort!"

„Fühlst du dich stark genug?"

Magdalene erglühte in Scham; sie schlang den Arm um die Schwester und legte das Haupt an das ihrige. Das schwere Haar, das sich gelöst hatte, fiel um ihre Schultern. Eine büßende Magdalena! Und wieder fühlte Armida nur Erbarmen . . .

Als oben die Thür ging, zog sich Emerich von seinem Posten an der Treppe sachte zurück. Beide Schwestern traten

ins Freie. Er atmete leichter. Aber am Halse fühlte er immer noch die Hände Armidas. Er streckte und drehte ihn. Ja, ja, sagte er, es kommt anders, als man denkt! Dann folgte er, vorsichtig und in weiter Entfernung . . . An der Ecke der Prinzenstraße nahm Armida einen Wagen. Emerich wartete, bis sie eingestiegen waren, bis das Fuhrwerk sich in Bewegung setzte. Fahre wohl, Magdalene, schöner Stern! Spitzmüller, dein Name hat mir kein Glück gebracht!

Die Schwestern schwiegen während der Fahrt. Es schien, als seien sie die einzigen Traurigen in der Stadt. Die Straßen wimmelten von Menschen, Musik klang aus allen Schänken. Dazwischen tönte freilich auch frommes Geläute. In der Neuen Straße war das Gedränge so dicht, daß der Wagen nicht vorwärts konnte. Sie hielten vor dem Hauptthor der Katharinenkirche. Weit offen stand es und Magdalene sah durch den Vorhang Lichterschein und hörte die Orgel. Sie drückte die Schwester ungestüm an sich, dann schwang sie sich aus dem Wagen und eilte über die Stufen in die Kirche.

Was sollte Armida thun? Daß die Ärmste lieber bei ihrem Heiland, als bei Frau Stiegler Trost suchte, war begreiflich. Sie fühlte selbst ein geradezu schmerzliches Sehnen, mit einer wohlwollenden Seele der Schwester Zukunft zu beraten. Der Kutscher fragte um die Richtung. Da kam Armiden die gute Frau Blume in den Sinn. In die Engelbertstraße.

Die Fahrt ließ ihr Zeit und Ruhe, die Gedanken fortzuspinnen. Magdalenens Gläubigkeit in allen Dingen kam dem Wüstling zu statten. Ihre Beschränktheit! Armida stutzt über die eigene Härte gegen die Schwester. Sind sie so

sehr schon einander entfremdet? Und was ist schuld daran? Die Trennung allein? Armida hofft, die Schwester nach dem verhängnisvollen Fünfzehnten zu sich nehmen zu können. Doch wird der neue Kreis ihr mehr gewähren, als der Katharinenhof? Was soll man sie lehren, sie, der sehen und urteilen so schwer, blind gehorchen so leicht fällt! . . . Das Herz lastete Armiden im Busen. Sie wußte nicht, daß sie eine hochwichtige, von den Weisen noch ungelöste Frage wälzte; die Trennung der Gebildeten vom Volke . . .

Auf dem Schloßplatze wand sich das Gefährte mühsam durch die Menge. Hunderte standen in großen und kleinen Gruppen beisammen und sahen aufwärts. Am dunkelblauen Nachthimmel schwebte eine große schwarze Kugel mit der flammenden Inschrift Armida!

— — — — — — — — — — — —

Als Armida am Abend des folgenden Tages müde und abgespannt in ihrer neuen Heimat saß, wurde ihr ein Brief überbracht, ein Brief Emerichs, dieses Inhalts:

„Mein verehrtes Fräulein! Schöne Zauberin Armida!

Wenn Sie diese Zeilen empfangen, weile ich noch unter den Lebenden, aber leider viele, viele Kilometer weiter von Ihnen entfernt. Herr von Hugelmann reist heute mittag nach Finkenberg, und Papa und ich begleiten ihn. Für Hugelmann wie für viele wurde unsere „Harrende" verhängnisvoll. Der Prinz — doch das sind nicht meine Angelegenheiten; genug, Papa und ich begleiten Ihr Opfer, den armen Hugelmann. Papa, weil bei Finkenberg das Rittergut Trüdringen — das Schloß seiner Urväter, die Wiege der Oberkirchs, sein Wahnfried liegt. Warum ich mich auf das Land und in die Gesellschaft der Greise verbanne, brauche ich nicht zu erörtern. Es ist

unbestreitbar: das böse Beispiel, das ich mir seit frühester Jugend gab, verdarb mich. Um mich zu bessern, bedürfte ich einer starken Hand. Sie haben diese starke Hand. Allein nach dem Gestrigen gebe ich mich keiner Hoffnung auf dieselbe hin. Fräulein Magdalene wird mir vorläufig nicht verzeihen, bald mich vergessen. Fast möchte ich behaupten, daß die erste Liebe immer eine Enttäuschung und der Richtige immer erst der Zweite ist. Ich kehre vor Sommer nicht zurück. Bis dahin werden Sie berühmt und entweder ganz Theater oder — Prinzessin sein. Die Erinnerungszeichen, deren ich mich ohne Stolz rühme, werden vergehen, aber niemals die Verehrung, mit der ich mich nenne u. s. w."

Armida warf das Schreiben ins Feuer. Einige Wochen nach seinem mißglückten Liebesabenteuer in der Residenz verlegte Emerich sein „Atelier" in das Schloß Trüdringen. Herr von Hahn war sehr gastfrei und seine Tochter — das einzige Kind — sehr hübsch. Da die Verhandlungen über den Schloßkauf langwierig zu werden drohten, war Papa Oberkirch damit einverstanden. Emerich wird schwerlich im Sommer zurückkehren, wird Magdalene über Melanie bäldest vergessen. Doch da Fräulein von Hahn bei aller Koketterie sehr zielbewußt, ein allerliebstes Kätzchen mit ehernen Krallen ist, ist zehn gegen eins zu wetten: Trüdringen fällt so oder so an die Oberkirchs zurück, aber Emerich trägt die Kosten!

XI.

Legationsrat Hamster, der Vertrauensmann der Herzogin Cäcilie, erschien am Ende der ersten Jahreswoche bei Engelbert. Die Herzogin beabsichtigte, in ihrem Schlosse elektrisches Licht einzuführen. Den Plan des Gebäudes vor sich, besprachen die Herren das Sachliche. Dann sagte der Legationsrat: „Sie wundern sich, daß die Herzogin nicht einen ihrer Beamten mit dieser Angelegenheit betraute, und Ihr Lächeln, als wir auf die Kosten zu sprechen kamen, war mir verständlich. Ja, die Herzogin ist eine genaue Rechnerin, doch diesmal handelt es sich nicht um diesen Punkt. Hoheit hat bezüglich der neuen Beleuchtung kleine Wünsche, unmaßgebliche Vorschläge — sie will nicht mit Ihrem Vertreter Blume, sondern mit Ihnen persönlich verhandeln; am liebsten schon heute, zu jeder Stunde, die Ihnen angenehm ist. Sie sind als stolzer Mann bekannt, und da ich im Schlosse oft Gelegenheit hatte, mich mit dem Vorzug Ihrer Freundschaft zu rühmen, so schickte die Herzogin mich zu Ihnen. Übrigens zweifelte ich sofort an meinem Erfolge —"

Engelbert, der den Auftrag vorteilhaft fand, erwiderte trocken: „Warum? Ich stehe der Herzogin zu Diensten, und da ich die Zeit bestimmen darf, werde ich heute um fünf Uhr meine Aufwartung machen."

Um Fünf fuhr Engelbert am Schlosse der Herzogin vor. Im Stiegenhause war ein Schaugepränge von Dienern in scharlachroter, goldgestickter Tracht. Engelbert wurde von einem dem andern überantwortet; endlich gelangte er in die rechten Hände. Ein würdiger, weißhaariger Herr, auch rot befrackt und in wasserblauen Kniehosen, geleitete ihn in den Cäciliensaal und flüsterte ihm dort zu, daß die Herrschaften noch beim Nachtisch säßen, er aber beauftragt sei, der Herzogin Engelberts Ankunft sofort zu melden.

Drei Kronleuchter beleuchteten das pomphafte Rot und reichliche Gold des Cäciliensaales. Die Flügelthüren einer Reihe ähnlich prunkvoller Säle und Sälchen standen offen, und Engelbert sah im letzten Thürrahmen ein Stück von der Tafel, Lakaien, die hierhin, dorthin sich wandten, das dunkle Haar und den Nacken einer Dame, die zwischen einem breitschulterigen Kahlkopfe und einem hageren Graukopfe saß, Pflanzenwedel und brennende Kerzen. Wenige Minuten später wurde die Tafel aufgehoben. Die Gesellschaft, ebenso farbig und von Gold glitzernd wie die Umgebung, begab sich paarweise in das Zimmer vor dem Speisesaale, die Herzogin aber schritt allein von Gemach zu Gemach in den Cäciliensaal. Sie war einfacher gekleidet, als die andern Damen, die Engelbert zwischen den Thürrahmen erscheinen und verschwinden sah, war mehr Äbtissin, als Weltdame, doch um den Hals trug sie eine Schnur großer Perlen, wie Engelbert sich ausdrückte, mindestens fünfzig Tausend ruhendes Kapital.

Die Herzogin setzte sich unter Prummers größtes Werk und hieß Engelbert gegenüber Platz nehmen. In einer Viertelstunde war das Geschäftliche erledigt.

„Und wann befehlen Hoheit?“

„Wann? Ja, wann! Nicht sogleich. Sagen wir, nach dem Fasching.“

Aha, dachte Engelbert, es kommt noch.

„Herr von Hamster wird Ihnen gesagt haben, daß ich Ihnen persönlich zu danken wünsche. Die Gastfreundschaft, die Sie — bitte, ich weiß, vor allen Sie meinem Sohne bewiesen — der Prinz erzählte mir so viel Schönes von jenem Abend, vom Konzert, von den lebenden Bildern — namentlich eins hat ihn entzückt: die Dorfschmiede! Befindet sich Herr Faber wieder wohl? Wie schade, daß er und der alte Freund unseres Hauses, Hofmaler Prummer, grundsätzliche Gegner sind! Sind Sie mit Herrn Prummer bekannt? Nein? Eine für alles Hohe begeisterte Seele! Soeben teilte er uns eine merkwürdige Neuigkeit mit. Im Stiftshause — nein, in der Sakristei der Katharinenkirche hing ein altes Heiligenbild, eine verstaubte, verräucherte Tafel. Stadtpfarrer Steinacker vertraute dieselbe einem Restaurator an, und dieser — stellen Sie sich vor! — entdeckte, daß das Bild ein echter Palma, ein Werk von unschätzbarem Werte ist; Palmas Meisterhand ist Ihnen jedenfalls bekannt —“

„Ich muß zu meiner Schande gestehen — ich erinnere mich nicht —“

„Entschuldigen Sie sich nicht, ich kenne auch nichts von ihm. Aber sobald die Auffrischung vollendet ist, wird Prummer das Bild ansehen und uns darüber berichten. Welche Freude für unsern hochwürdigen Stadtpfarrer! Sie sind mit ihm befreundet? Nein? — O mein Gott, ich erinnere mich — sind Sie nicht Gründer und Besitzer des Thalia-Theaters? Daß ich nicht gleich daran dachte! Auch Sie und Steinacker sind grundsätzliche Gegner! Aber nicht unversöhnliche, hoffe

ich. Um was dreht sich der ganze Streit? Um die Aufführung einer alten Komödie und den Auftritt einer jungen Komödiantin. Man erzählt mir schauerliche Dinge von der Herkunft, Gefallsucht und Selbstüberschätzung dieses — Fräuleins."

„Ich gebe die keineswegs dunkle, allerdings bescheidene Herkunft zu. Im übrigen ist das Mädchen von unvergleichlicher Schönheit, hochbegabt und brav."

„Seit wann bedarf die Tugend der Marktschreierei?"

„Die Marktschreier sind wir, Hoheit, ein kleiner Kreis achtungswerter Männer. Wir haben es uns in den Kopf gesetzt, das Glück dieses Mädchens zu machen, und da wir als Geschäftsleute nicht gerne Zeit verlieren —"

„Empörend!"

„Warum, Hoheit? Uns kann das kleine Vorspiel nicht schaden und ihr nur nützen. Denn sie wird halten, was wir versprechen. Und insofern handelt es sich nicht um Marktschreierei."

Die Herzogin stand ärgerlich auf. „Was wird sie halten?" sagte sie. „Noch sparsamer sich bekleiden, als weiland Fräulein Sperl!"

Engelbert nahm seinen Hut vom Boden und erhob sich auch. „Ich kenne weder Prummer noch den Stadtpfarrer," sprach er gelassen. „Ihre Hoheit rühmten sie — ich glaubte Hoheit. Hoheit kennen das Mädchen nicht. Warum wollen Hoheit mir nicht glauben?"

Die Herzogin warf den Kopf in den Nacken. „Herr Engelbert! . . ." Alsbald wurde ihre Miene wieder freundlich. „Sie sind, wie man mir Sie geschildert: sehr aufrichtig, aber ein Ehrenmann."

„Ein Ehrenmann, Hoheit, also aufrichtig.“

„Streiten wir uns nicht um Worte. Die Sache hat eine ernste Seite. So unglaublich es scheint, ist der Name Ihres Schützlings ein Streitruf geworden, der die Gemüter erregt, Zwist in die Familie trägt. Für Fräulein Armida sein, heißt, eine Richtung, eine Weltanschauung, mit einem Worte Grundsätze verteidigen, welche eine andere, Gott sei Dank, mächtigere Partei, zu der auch ich mich zähle, von Herzen verabscheut und, Gott sei Dank, endlich mit allen Mitteln bekämpfen wird. Wohin der Sieg sich neigen werde, ist mir nicht zweifelhaft, und wenn Sie wirklich dem Mädchen wohlwollen, so vermeiden Sie den Kampf!“

„Also dreht sich der Streit doch um mehr, als ein altes Stück und eine junge Schauspielerin!“

„Sie haben eine an sich harmlose, eine nichtige Sache aufgebauscht. Ist Ihnen Sardous Theodora bekannt? Der Zirkusstreit der Grünen und der Blauen! So heißblütig wie jene Byzantiner sind meine Landsleute natürlich nicht. Zum Blutvergießen wird es nicht kommen. Man wird die Fremde, die Jüdin, die Reklamenheldin — die freche Venus, den Größenwahn, den Unglauben und Materialismus bei uns einfach auspfeifen.“

Engelbert verbeugte sich lächelnd. „Hoheit selbst denken von Armida und ihren Freunden weniger schlimm, sonst würden Sie mir nicht Ihr Schloß vom Keller bis zum Dache anvertrauen.“

„Herr Engelbert, Sie sind vielleicht Weiß, Ihr Bundesgenosse Grün, ein Dritter Blau — aber Sie und die Ihrigen zusammen geben Rot. Ihre Dame in Rot wird das Opfer für alle. Erinnern Sie sich an mich!“

„Vielleicht als Cheristane; doch wir haben mehr, als ein Eisen im Feuer, um ihr Glück zu schmieden.“

„Jedermann ist selbst seines Glückes Schmied.“

„Hoheit erinnern mich — ich wollte schon vorhin fragen — mir schien nämlich Se. Hoheit der Prinz unter den lebenden Bildern nicht der Dorfschmiede, sondern der Harrenden am Meer den Vorzug zu geben. Aber ich kann mich irren . . Wenn Hoheit den Beginn der Arbeit befehlen, bitte ich um Nachricht.“

„Sehr schön, Herr Engelbert . . . Wann wird der Verschwender aufgeführt?“

„Am Dreißigsten.“

Die Herzogin blickte ihn überrascht an. „Ich dachte am Fünfzehnten.“

„Wollheim hat die Vorstellung auf den Dreißigsten verschoben. Die Dekorationen sind noch nicht fertig.“

„Eine neue Reklame. Wie dem sei, setzen Sie auf den Komödienzettel: Die Verschwender! . . . Es hat mich sehr gefreut, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“ Mit einer Handbewegung nach den anstoßenden Zimmern setzte sie hinzu: „Der Prinz würde bedauern, wenn er wüßte — doch beabsichtige ich mit der neuen Einrichtung eine Überraschung.“

„So empfehle ich mich Hoheit allein — mich und unsern Schützling.“

„Lassen wir es beim Alten: ich unterstütze die schönen Künste, und Sie die schönen Künstlerinnen.“

Als Engelbert aus dem Schlosse trat, war der Himmel, wie an jedem dieser Abende, rotglühend. Über dem dunklen Häusermeer lagerte eine Wolke von Rauch und Dunst, aber die Türme ragten in den reinen Äther; ihre Glocken klangen

in hohen und tiefsten Tönen, und alle läuteten Sturm wider Armida.

Ja, der Name war Feldgeschrei und Losungswort geworden. Wie die Herzogin sagte, bedeutete er den einen den Umsturz des Alten, den andern die Bedrohung idealer Güter, den Sieg des neuen Glaubens. So bestimmt gefaßt wie in Büchern, waren die Grundsätze freilich nicht. Es gab in beiden Lagern Ganze und Halbe, zum äußersten Geneigte und Gemäßigte, Schwärmer und Spötter. Zwischen manchen Gegnern war eine Vereinigung denkbar oder wenigstens — wie die Chemiker sagen — eine Suggestion. Sogar im Zeter des Stiftshauses würde ein Unparteiischer Unterschiede und Übergänge herausgehört haben.

Eine merkwürdige Zeit. Gährung in allen Schichten. Schweigsame wurden beredt, Friedfertige hitzig, und mancher Thörichte sprach ein kluges Wort. An den Wirtstischen wurden zum Erstaunen der Bedienung Fragen verhandelt, die zum Bier in keiner Beziehung standen. Wir wollen nicht behaupten, daß deshalb weniger getrunken worden sei.

In den Kunsthandlungen hingen Photographien der „Harrenden am Meer“ in jeglicher Größe aus. Die Schaufenster waren von früh bis spät belagert. Das ist sie! rief der Freund, trat ein und kaufte. Das ist sie? rief der Feind und kaufte sie sich auch. Die Bilder fanden unerhörten Absatz. Der beste Kunde war Prinz Ernst. Die Harrende am Meer hatte ihm Feuer, Mut und damit die Mündigkeit gegeben. Vielleicht hatten Engelberts Rede und der Sekt ebensoviel Verdienst dabei. Er setzte seine Mutter in schauderndes Staunen. „Ich bitte, mich nicht als ein einfaches Wesen zu betrachten,“ sprach er; „ich bin unserm Hause treu ergeben,

aber in gewissen Fällen hass' ich wie ein Republikaner. Ja, Mama, ich hasse die Unfähigkeit, welche kritisiert. Wenn Hugelmann des langen und breiten vorträgt, wie er Sechsundsechzig die Preussen geschlagen haben würde, kribbelt es mir in den Fingern. Und sein Zukunftsgeschütz! Wer das Pulver nicht erfunden hat, soll nicht an Kanonen denken." Die Herzogin liess Hugelmann fallen, und der Prinz blieb Armiden dafür dankbar. Auf seine Veranlassung stellte das feinste Blumengeschäft eine neue Kamelien-Art „Armida" aus, und der Prinz und seine Freunde erschienen überall mit dieser Blume; die Widersacher des „Armida-Schwindels" und Yankeetums dagegen trugen das bescheidene Veilchen.

Kommerzienrat Kohn wußte die Frauenwelt für die Armidafrage zu erwärmen. Er setzte sich mit Fräulein Lissac in Verbindung. Sie war als Modistin, was ihr Bruder als Koch war.

Als Komtesse Falkenstein auf dem ersten Subskriptionsballe mit einem silberdurchwirkten Kleid von ätherischem Blau, wie vorauszusehen war, Siegerin blieb, wurde „Cheristanenblau" die beliebte Farbe und der Schnitt „Cheristane" der bevorzugte der diesjährigen Ballanzüge. Bald darauf erschien Fräulein Hellner, die fesche Wienerin, im Stadtpark mit einem Hut von derselben Künstlerhand; einem Hut „von ganz neuer Form", „von eigentümlichem Rot", mit einem Aufputz „von vornehmster Einfachheit". Sie ist reizend, sagten die Herren; er ist reizend, die Damen. Und der Hut „Armida" wurde Mode. Eines Tages waren die Räumlichkeiten im Frauenlob ebenso überfüllt wie zur Weihnachtszeit. Alle, die für die Mode oder von der Mode lebten, kamen, um einen neuen Stoff „Armida" und die Modelle von Straßen-

anzügen aus demselben zu sehen. „Wunderhübsch und dabei nicht zu teuer!“ Binnen kurzem waren die Vorräte ausverkauft und nach den Modellen wurde Tag und Nacht geschneidert. Sogar Mitglieder des Frauenvereins Elisabeth erlagen der Versuchung. Aber die erhöhte Stimmung kam nicht nur modischem Tand zugute. Das glänzende Beispiel Lissacs und des Thalia-Theaters fand Nachahmung. Im Schlosse des regierenden Fürsten, im Hoftheater und Stadtpark sollte das elektrische Licht eingeführt werden, von allen Seiten kamen Aufträge an F. W. Engelbert; er mußte seine Arbeitskräfte verdoppeln. Anton Faber begann das Bild Armidas. Er malte sie lebensgroß in einem Kleide von weißem Samt in einer sonnigen offenen Halle. Wenn ein Anton Faber, der wohl weiß, daß das Schönheitsideal wandelbar ist, weil die Schönheit ja nicht im Gegenstande, sondern im Beschauer liegt, der Erscheinung Armidas gegenüber sich sagt: Das mußt du malen, ist ein Werk von weittragender Bedeutung vorauszusehen, ein Werk, das wenigstens für ein Menschenalter Beispiel und Richtschnur wird. Die Tante der Baronin, Frau Sarah Jeitteles räumte dem Meister ein Zimmer ihrer Wohnung als Werkstätte ein. Frau Sarah war in ihrer Jugend selbst eine berühmte Schönheit gewesen; ihr Brustbild hängt in einer königlichen Gemäldesammlung im „Saale der Schönheiten“. Jetzt glich sie einer Juno, die seit längerer Zeit Nektar und Ambrosia entbehrte. Sie redete wenig und nur Antworten. Wer sie besuchte, hatte für seine Unterhaltung aufzukommen. War die Dame oder der Herr auch nicht gesprächig, entstanden lange Pausen. Während derselben weilten die Gedanken der Frau Sarah entschieden anderswo, vielleicht beim Bilde im Saale

der Schönheiten. Tante Sarah spielte Klavier, aber selten und nur Altfränkisches. Vormittags war sie niemals sichtbar. Die Uneingeweihten hielten sie für eine Langschläferin. die Ihrigen kannten und ehrten ihr Geheimnis: sie kochte — aus Liebhaberei, aber gut. Sie war eine ausgezeichnete Frau!

Faber stellte sich morgens in seiner Werkstätte ein und malte, so lang er Licht hatte. Von „Sitzungen" war nicht die Rede. Sein Studio wurde auch Armidas Arbeitszimmer. Sie lernte, schrieb, ging fort, kam wieder, unterhielt sich mit dem Maler, empfing die Wenigen, die von Tante Sarah zugelassen wurden. Abends erschienen regelmäßig die Baronin, Frau Blume und Onkel Samuel, zuweilen Engelbert und der Kommerzienrat; niemals Faber. Frau Blume war musikalisch, Onkel Samuel belesen, die Baronin kunstverständig, Armida von redlichem Eifer für ihre Fortbildung beseelt, Tante Sarah immer zufrieden — so verbrachten denn sie alle den Abend aufs köstlichste und fanden, ganz nach der Vorschrift von David Friedrich Strauß, „in den Schriften unserer großen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unserer großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig ließ." Ja, wer's nur so haben kann oder immer so haben könnte!

Armida büßte für das stille Glück jener Wochen in den Theaterproben. Schon auf der ersten erregte die Unbefangenheit und Sicherheit des Neulings die Entrüstung der Kollegen.

Man verband mit der Probe Lichtversuche; Armida ward in dieser Dämmerwelt allein von Kopf zu Füßen elektrisch beleuchtet, und da ging und stand sie, als sei sie auf der Bühne zu Hause. Ihre Stimme klang angenehm, ihr Vor-

trag natürlich; sie that im Mienen- und Gebärdenspiel nicht zu viel, nicht zu wenig. „Wo bleibt da die Kunst?“ sagte Fräulein Herzfeld. Diese Dame — sie hieß eigentlich Kulike — hatte einen Ruf als Lehrerin angehender Bühnenkünstler. Nun will ein kleiner Kohn, ein Literat, auch wissen, wie eine Fee spricht! „Das kommt von der Vetternwirtschaft!“ erwiderte Heiser. Fräulein Sperl, die Grafenbraut, wohnte der Probe in einem Mantel von zitronengelbem Samt mit pomeranzengelben Stickereien bei. „Nun?“ fragte sie den schönen Schiffelmann. Er blickte zum Schnürboden auf und seufzte: „Sie wird unsere Johanna nicht.“ Und so oder ähnlich äußerten sich beinahe alle über den Neuling. „Beruhigt euch, Kinder,“ meinte Berger, „lang haben wir die nicht!“

Aber der gute Isidor Schmuck? Armer Isidor! Er gab im Schauspiel Cheristanens dienstbaren Geist Azur. Die erste Szene war vorüber, und er begann mit seiner Gebieterin eine Unterhaltung, um alsbald wieder abzubrechen. Denn in einem Strahl elektrischen Lichtes stand seine Jüngste und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Schön ist sie!“ bemerkte er später im dämmerigen Orchesterraum zum Kapellmeister. „Findest du?“ sagte eine bekannte Stimme, und die gewesene Primadonna löste sich vom nächsten Stuhl. Seitdem war er vorsichtig und immer sich bewußt: die Augen einer ehemaligen Sängerin sehen auch im Dunkeln.

Fräulein Hellner und die sämtlichen Damen vom Ballet waren für Armida.

Direktor Wollheim blieb beim Murren seiner Truppen gelassen und rechnete — nicht trotzdem, sondern weil sie eine Niederlage voraussagten, auf einen beispiellosen Erfolg. Er betrieb die Werbung der „stumpfen Menge“ im großen Stile,

bestürmte seine Freunde bei der Tagespresse, arbeitete mit Buch-, Stein- und Farbendruck, nahm die Hilfe der Omnibus-Gesellschaften und Pferdebahnschaffner, der Kaffee- und Bierwirte, der Haarkünstler und Bartscherer, der Packträger, Zeitungsausträger und fliegenden Händler in Anspruch. Als ihm Doktor Krause wegen einiger allzu phantasiereicher Nachrichten über die Herkunft der neuen Cheristane Vorstellungen machte, erwiderte er stolz, daß Armida nicht mehr Reklame, sondern Mythus sei.

Nur einmal haderte auch er mit seinem Günstling. Als man Armida das Kleid vorlegte, das Fräulein Sperl als Cheristane getragen hatte, weigerte sie sich nach dem ersten Blick, dasselbe anzuziehen. Nicht weil es schon getragen war, sondern weil sie überhaupt nicht so sich zeigen wollte. Sie hielt ihre Entrüstung für selbstverständlich und urwüchsig, während doch auch diese edle Regung eine Blüte des vergangenen Jahres war. Daß mit diesen Schleiern, die so wenig verschleierten, seine schönsten Hoffnungen zerrannen, wagte Wollheim gar nicht zu sagen. Mit solcher Entschiedenheit weigerte sie sich, daß er nachgeben und ein Feengewand nach ihren eigenen Angaben bewilligen mußte. Er meinte, beim Theater dürfe man nicht zimperlich sein; was Tausenden gefällt, möge einen ärgern! Richtig, Wollheim; doch wenn dieser eine z. B. Herr Engelbert wäre, würde man lieber Tausende ärgern, um dem einen zu gefallen.

Auch im Stiftshause blieb man nicht müßig. Steinacker eilte zu den Mächtigen unter seinen Getreuen und beschwor sie, das anscheinend Geringfügige nicht zu unterschätzen; jetzt sei die Stunde und die Gelegenheit, die Lebendigkeit und Übermacht des alten Glaubens darzuthun und der Stadt die

Sitteneinfalt und fromme Lebensführung der Väter wiederzugewinnen. Er sammelte und zählte sein Heer. Ein Besuch gab dem andern die Thür, Abgeordnete aus allen Ständen erschienen im Stiftshause. Da ein Verbot der Theater-Aufführung nicht zu erlangen war, veranstaltete man großartige Gegenkundgebungen.

Sagen wir es nur, die an sich kleinen Ereignisse, eine Predigt, eine Neujahrsrede, würden nicht eine so allgemeine Erregung und Bewegung hervorgerufen haben, wenn nicht das Weib dabei im Spiel gewesen wäre.

Von sechs bis neun Uhr abend läuteten die Glocken der Katharinenkirche; jetzt luden sie zum Rosenkranz, dann zur Predigt, später zum Umgang, zuletzt zum Segen! Die hellen, rüstigen waren die Streitrufer, die große Kathi sang von der guten alten Zeit.

Da die Jubelfeier des Stadtpfarrers bevorstand, brachte ihm der Verein der katholischen Jünglinge einen Fackelzug. Achthundert Fackelträger mit drei Musikbanden zogen durch die Neue Straße über den Katharinenhof. Das Gewimmel in den Straßen und an den Fenstern, die wandelnden Flammen, die Glut und der gespenstische Schattenzug an den Häusern, der brandrote Himmel, die rauschende Musik und der Qualm und Pechgeruch — das alles zusammen machte gewaltigen Eindruck. Es dauerte lange, bis die Straßen wieder ruhig und die Gestirne sichtbar wurden. Die „ewigen" Sterne! Außer den Gelehrten in der Sternwarte beachtete sie in jener Nacht sicherlich niemand. Die achthundert Fackeln waren den guten Städtern entschieden wichtiger und mehr einleuchtend, als die Millionen Sterne.

In jener Nacht hatten die Gegner des „Armida-Schwindels" das Übergewicht.

Am Einundzwanzigsten, am Tage der heiligen Agnes, genossen die Bürger ein lieblicheres Schauspiel. Der Bund der Jungfrauen zog am hellen Nachmittag vom Katharinenhofe — auf polizeiliche Anordnung allerdings nur durch Nebenstraßen, also zunächst am Ledererbräu vorbei — nach dem Agnesplatze. Ein Standbild der Heiligen erhob sich inmitten desselben und gab ihm den Namen. Tausend Mädchen beteiligten sich am Zuge. Sie gingen zu Dreien; abwechselnd trugen die beiden Flügeljungfrauen brennende Kerzen und die mittlere einen Lilienstengel, oder die mittlere eine Kerze und die beiden anderen Lilien. Eine unabsehbare Kette von Lichtern und Lilien. Der Gesang von so vielen Stimmen wurde weithin gehört; die aufgeschreckten Tauben flatterten allenthalben über dem Zuge. Und Magdalene, die Schwester derjenigen, welcher das Hosiannah Wehe bedeutete, ging mit. Sie war von ihrem Gönner und Beichtvater nicht mehr für würdig gehalten worden, einen Lilienstengel, geschweige denn das Lilienbanner zu tragen. Spielvogel, vorm Aufbruch die Mädchenreihen musternd, nahm Magdalenen den Blumenstab, den ihr der zweite Meßner gegeben hatte, unsanft aus der Hand. „Die Blumen sind für die besseren Leut'," sagte der Liebling aller Betschwestern und Klatschbasen. „Still!" schnitt er die Einrede seines Amtsgenossen ab, „ich weiß, was mir Hochwürden befohlen hat. Die Stieglersche trägt ein Wachslicht! Punktum."

Blaß und von der Last eines Schicksals, das so gewöhnlich und doch so unsagbar traurig ist, schritt sie gesenkten Hauptes dahin, verraten von ihm, den sie von allen Men-

schen am heißesten liebte, verurteilt von dem, den sie von allen aufs tiefste verehrte. Sie zog trotz der ärmlichen, häßlichen Tracht die Augen vieler auf sich. Der Schmerz eines leidenschaftlichen Herzens hatte diese Blüte entfaltet.

Als man am Ziele angelangt war, auf dem sonnigen Platze unter einem Himmel von tiefem Blau, und Hunderte von Händen die heilige Agnes mit Blumen und Kränzen schmückten, Agnes, die Lautere, Reine, Jungfräuliche, wagte sie nicht aufzublicken. Und doch war auch sie eine Agnes!

Für manchen wurde die durch alle diese Vorgänge gesteigerte Blutwärme und Nervenerregung verhängnisvoll. Wie für Hugelmann, so für Hermann Krügel. Den Namen seiner Feindin gefeiert oder verwünscht, aber immer und immer genannt zu hören, einen wahren Aufruhr ihretwegen, die er für seinesgleichen hielt, entbrennen zu sehen, war dem Schwachkopf ebenso unbegreiflich wie unerträglich. Der Neid verzehrte, die Wut erstickte ihn. Er trank von jeher zu viel; er trank jetzt mehr als zu viel. Und so ereignete es sich, daß ihm von der Herzogin trotz ihrer Verehrung Steinackers und ihrer Abneigung gegen Armida der Laufpaß erteilt wurde. Sie kam von einer Ausfahrt zurück, als der Unglückliche mit gläsernen Augen und nicht lotrecht in der Vorhalle stand. Der Geruchsinn der Herzogin war aufs höchste ausgebildet. Niemals schritt sie auf ihren Spaziergängen an einem Wirtshause vorüber, ohne das Taschentuch vor die Nase zu halten und zu hüsteln. Und nun drängte sich ihr der gemeine Geruch nach Bier und Tabak unter ihrem eigenen Dache auf. Sie kehrte sich dicht vor der Treppe um und hatte mit einem Blick auf die Dienerschar den Schuldigen entdeckt. Alle außer Krügel hatten die Würde und den Ernst

von Weltweisen, er aber, rot wie ein Puter, lächelte seelenvergnügt.

„Krügel!" rief die Herzogin.

Das war die Tonart, in der Krügel weiland von seinem Feldwebel gerufen zu werden pflegte. Er warf das rechte Bein vor und trat militärisch an.

„Sie haben getrunken!"

„Zu Befehl, Hoheit. Hofbräu."

„Es ist gut," sagte die Herzogin mit wuterstickter Stimme.

„Sehr gut," versetzte der Gottverlassene.

Zwanzig Minuten später teilte der Haushofmeister dem Frevler seine Entlassung mit. „Ich hab' es ja gewußt," sagte dieser ernüchtert, „jetzt kommt das Unglück."

* * *

Magdalene hatte nach den Vorwürfen, welche sie vom Beichtvater zu hören bekam, nicht mehr den Mut, auch die Pflegemutter ins Vertrauen zu ziehen. Ihr Zustand war beklagenswert: Ihre eigene Schwäche gegenüber der Versuchung erfüllte sie mit Grausen und die Erinnerung an ihn war für immer mit seinem schnöden Betrug verknüpft. Speis' und Trank widerten sie an. Sie betete am Tag und weinte in den Nächten. Frau Stiegler mußte sich zuletzt sagen, daß das Betragen der Schwester allein diese stumme Verzweiflung nicht erkläre.

„Und wenn Spitzmüller kein Spitzbub ist," begann sie einmal aus ihren allzeit ruhelosen Gedanken heraus, während sie in der Küche Mahlzeit hielt, „kommt er jetzt öfter. Gestern hat mir Meßner Siegl erzählt, daß das Bild bald fertig ist... Warum schaust du mich so an? Das ist ja übernatürlich...

Ich bitt' dich, schau nicht so! . . . Was zuviel ist, ist zuviel. Es ist traurig, eine Schwester beim Theater zu haben. Aber wer hat in seiner Verwandtschaft kein Aergernis! Und eines Tages kriecht sie doch zu Kreuz. Die heilige Magdalena . . . Um Gotteswillen, was ist dir denn?"

„Die heilige Magdalena —" sagte die Aermste und barg ihr Gesicht in die Hände und schluchzte.

„Die heilige Magdalena, wollt' ich sagen," fuhr die Stiegler fort, „hatte in ihrer Jugend auch keinen guten Ruf." Dahinter steckt ein Geheimnis, dachte sie. Und andern Tages machte sie sich nach Kindsbrünnel auf.

Diesmal war sie dem Drachen, der das Haus des Heiligenmalers bewachte, gewachsen; sie erzwang sich den Eingang in seine Werkstätte.

Der große viereckige Raum wurde von einem winzigen eisernen Ofen dürftig erwärmt. Alte Bilder lehnten an den Wänden, allerlei Flaschen und Töpfe standen auf umgestülpten Kisten. Die Staffelei mit dem aufgefrischten Palma war ans Fenster gerückt, aber ein Stück groben roten Zeuges verdeckte das Gemälde. Spitzmüller — der wahre Spitzmüller — hatte beim Klang der zornigen Stimmen den Vorhang, der ehedem dem Modell eines Johannes als Mantel gedient haben mochte, vor die Tafel gezogen und trat jetzt der Wirtin entgegen. Trotz seiner gekrümmten Haltung überragte er sie um zwei Kopflängen. Er war, um es derb auszudrücken, nur Haut und Knochen. Gekleidet war er in die Tracht, welche während der ersten Jahre des Wollen-Regimes von den Eiferern getragen wurde; sie verstärkte das Absonderliche der Erscheinung.

„Sie wünschen?" Er sprach im tiefsten Baß. Man war

darauf gefaßt, daß er über kurz oder lang „Im tiefen Keller" anstimmen werde.

„Ich will zum Maler Spitzmüller."

„Der bin ich."

Frau Stiegler starrte ihn eine Weile sprachlos an, dann sagte sie: „Ich hielt Sie für den Schulmeister von Kinds-brünnel, jetzt hab' ich keine so gute Meinung mehr. Sie Spitzmüller? Gehen Sie mal!"

Der Maler verstand sie nicht. „Gehen Sie, gehen Sie nur bis ans Fenster dort!" sagte sie ungeduldig.

„Ein Original!" sprach der andre und gehorchte.

„Sie sind im Leben nicht unser Spitzmüller!" frohlockte die Alte, „Spitzmüller hat einen krummen Fuß. Und da Sie jetzt wissen, daß ich mit ihm bekannt bin, sagen Sie Ihrem Herrn oder Freund, oder was er sonst zu Ihnen ist, daß ihn die Stieglerin von Hohenbüchel sprechen will."

„Hohenbüchel?" fiel der andre ein. „Hohenbüchel ist ein Dorf in Tirol. Die Kirche zu Hohenbüchel besitzt ein Altar-bild von unserm wackern Pirchmoser."

„Mir nicht bekannt."

„Die Anbetung des Kindes."

„Die heiligen drei Könige!" rief eifrig die Wirtin. „Das stimmt."

„Der Esel auf dem Bilde ist von meiner Hand. Ich war ein Schüler des trefflichen, nun längst seligen Meisters. Zweifeln Sie noch an meiner Persönlichkeit?"

Frau Stiegler sah ihn mit großen Augen an. Dann schlug sie die Hände zusammen. „Aber solch ein Betrug, eine solche Schlechtigkeit ist ja unmöglich!"

„O," versetzte der andre, „die Welt ist immer schlimmer

noch, als man denkt. Glauben Sie, daß der unsterbliche Rafael nicht gefälscht wird! . . . Vor allem nehmen Sie Platz!"

Frau Stiegler spürte den Schrecken in den Gliedern; sie ließ sich stöhnend auf den Strohsessel fallen, den ihr der Maler abstäubte und hinstellte. Ein Erzengel wie Rafael, meinte sie, könne mehr ertragen, als ein armes Menschenkind. Jener Erzschelm habe ihrer Ziehtochter das Herz gebrochen. Und sie trug den Liebeshandel Emerichs mit Magdalene, soweit ihr derselbe bekannt war, des langen und breiten vor. Ihre Redseligkeit war ungeschwächt.

„Abscheulich," sagte Spitzmüller, der auf seinem drehbaren Malstuhl kauernd, aufmerksam zugehört hatte... „Offenbar steht der Schwindler innerhalb des Künstlerkreises," fuhr er nach einer Pause grübelnd fort. „Ihre Beschreibung paßt auf einen der hier lebenden Maler; nur auf einen — er hinkt — ist als Künstler Verächter des Alten — Naturalist im schlimmsten Sinne — was ist solchen Menschen heilig! — — Ich hab's: Der Verbrecher ist Baron Emerich Oberkirch, kein andrer."

„Jetzt wird mir vieles klar," rief die Wirtin und sprach sich nunmehr des längern über Armida aus.

Spitzmüller schüttelte schwermütig das Haupt. „Sie erzählen mir da Dinge aus einer mir unbekannten Welt. Ich lebe in der Vergangenheit. Freilich, Tassos Armida übt heute noch die alten Zauberkünste:

Verliebten Trotz und sanftes Widerstreben,
Zärtlichen Zorn und heiße Friedensküsse,
Schmerzliches Lächeln und der Stimme Beben,
Gebrochne Seufzerchen und Thränengüsse.

Allein mich lockt Armida nicht. Meine Freunde und Bekannte sind die großen Maler des Quattrocento und Cinquecento. Ich sehe mit ihren Augen. Damit haben Sie die Erklärung, warum ich mich in die Einsamkeit begab, auf eigenen Ruhm verzichtete und Bilder-Restaurator wurde."

Es gibt „aparte" Menschen außerhalb Tirols, dachte die Stiegler, während sie der dunklen Rede lauschte. „Aber der Obermeßner Spielvogel und der Herr Stadtpfarrer von St. Katharina sind Ihnen doch bekannt," sprach sie laut. „Oder hat der falsche Spitzmüller das alte Bild aufgefrischt?"

„Nein, nein, das war ich", versetzte der Maler. „Verstehen Sie mich recht! Wenn ich an Glutabenden, wie wir sie gegenwärtig haben, die Stadt im Rücken, feldein wandre, stelle ich mir vor, die Welt um mich sei die Wüste. Aber in Wirklichkeit ist, wohin und so weit ich blicke, alles, alles — Eigentum! Ich muß für meine Bedürfnisse zahlen und mich für meine Leistungen zahlen lassen. Die Gebundenheit an die Scholle, der Mammon, das Geschäft zwingen auch den Einsamsten . . ." Er blickte auf das verschleierte Bild. „Ja, wenn ich immer Aufgaben wie diese erhielte! Das Bild ist echt! so malten meine Freunde! Aber auch kein andrer als ich konnte der Welt, dem Licht es zurückgeben. Zu diesem Rettungswerk gehörten meine Augen und meine Hand."

Schon wollte er den Vorhang lüften, um seinem Gast das Bild zu zeigen, doch da trat die Magd ein und überreichte Spitzmüller eine Karte. „Der Amerikaner ist wieder da," sagte sie, „heut einmal vierspännig."

Spitzmüller studierte die Karte, obwohl ihm der Name

darauf kein unbekannter war. „Mr. Woodruff,“ sprach er nach einer Pause. „Ich laße Mr. Woodruff bitten.“

„Der amerikanische Konsul,“ wandte er sich an die Wirtin. „Da er großen Sammeleifer, aber geringe Erfahrung besitzt, nimmt er häufig meinen Rat in Anspruch. Schätzenswerte Selbsterkenntnis eines reichen Mannes!“

„Spricht der Amerikaner deutsch?“ fragte Frau Stiegler.

„Nur gebrochen.“

„Dann sind wir schon fertig. Leben Sie wohl — Herr Baron, hätt' ich bald gesagt! Und schönen Dank für die Auskunft!“ . . .

Auf dem Heimwege überlegte Frau Stiegler, wie sie Magdalenen gegenüber sich verhalten wolle. Sie redete sich ein, im falschen Spitzmüller von vorneherein den Baron gewittert zu haben und sie fühlte ihr Gewissen bedrückt, denn jedenfalls hatte sie den Liebeshandel unterstützt. Was nun?... Vor einer Anschlagesäule in der Vorstadt standen die Leute in dichtem Rudel. Am 30. Januar... Armida! konnte man über den Köpfen auf einem buntbedruckten Zettel lesen. Am Dreißigsten, sagte Frau Stiegler und atmete auf. Reden wir nach dem Dreißigsten darüber! Und nun beschleunigte sie ihre Schritte . . .

Die tägliche Ansammlung von Parteigängern des Stadtpfarrers auf dem Katharinenhofe kam dem Lustigen Tiroler zu gute. Der Keller wurde jetzt leidlich besucht. Allein eben das brachte seine Herrin aus dem Gleichgewicht. Wenn man erfährt, daß sie, die Stieglerwirtin von Hohenbüchel die Zwillingsschwester der Schrecklichen beherbergt, ist ihre „Reputation“ dahin. Magdalene durfte während der letzten Woche des Monats nicht mehr in die Gaststube.

„So oft ich das Wort Armida hör'," sagte Frau Stiegler zum Meßner, „gibt's mir einen Stich; jetzt stellen Sie sich vor, wie ich zerstochen bin!"

Sie zitterte vor dem Dreißigsten; sie fürchtete ein Ungeheures.

Aber anschauen, sagte sie sich, anschauen muß ich mir den Spektakel doch.

Und der Dreißigste tagte.

XII.

Als die Marktleute im Morgendämmer des Dreißigsten durch die Heinrichsstraße zogen, hatten sie einen seltsamen Anblick. Vom Thalia-Theater bis zum Marktplatze wand sich an der einen Häuserseite eine dunkle Schlange hin, die drei- und vierfache Reihe derjenigen, welche auf die Kassenöffnung warteten. Schutzmänner hielten die Ordnung aufrecht. Vorläufig hatten sie nicht viel zu thun. Schläfrig, frierend, verdrossen drückten sich die Leute aneinander; die Vordersten, in den wunderlichsten Verhüllungen, warteten seit Stunden; die Bärte der Männer und die wollenen Kopftücher der Frauen waren bereift. Um Acht wurde eine der drei Hauptthüren geöffnet und Mann für Mann in die Schranken, die zum Schalter führten, eingelassen. Vormerkungen waren nicht angenommen worden, und jetzt erhielt niemand mehr als fünf Karten auf einmal. „Zwanzig Parquetsitze!" Antwort aus dem Schalter: „Nur noch fünf vorhanden!" Zu Erörterungen ließ man dem Verdutzten keine Zeit. Wollheims Ansicht war, daß der Zufall Gegner und Freunde bunter durcheinanderwürfeln werde, als die bedächtigste Auswahl. Wenn weder die einen noch die andern das Übergewicht haben und der Sieg fraglich bleibt, wird die Wärme erhalten, werden neue Streitkräfte angezogen werden. Nach

acht stürmischen Vorstellungen ist Cheristane volkstümlich; die Jugend schwärmt, der Widerspenstige wirbt, und der Kühle ist neugierig. „Wir geben das Stück bis Mitte März“ sagte Wollheim.

Hermann Krügel war einer der Ersten am Schalter; er ging mit fünf Galeriekarten zufrieden davon. Wir sind nur Fünf, sagte er bei sich, aber fünf Teufel.

Das Thalia-Theater, das alte Opernhaus, unansehnlich von außen, besaß eine beträchtliche Tiefe; der Zuschauerraum faßte 2500 Personen; durch Beschränkung des Orchesters und Verwandlung von Sitzplätzen in Stehplätze wurden dreihundert Plätze mehr gewonnen. Noch am Vormittag konnte die Kasse geschlossen werden, das Haus war ausverkauft.

„Ein Haus, wie wir es heute Abend haben,“ meinte der erste Kassenbeamte, „ist in der Theatergeschichte noch nicht dagewesen. Doch wenn mich nicht alles täuscht, müssen wir mit bösen Elementen rechnen.“

„Um so besser,“ erwiderte Wollheim. „Mögen unsere Widersacher die Geister, die sie wachriefen, kennen lernen! Die gute alte Zeit! Was sie sich darunter vorstellen!? Und wenn der Stadtpfarrer der Papst wäre, würde er mit seinen G e t r e u e n keine zweite Katharinenkirche bauen, nicht einen Chorstuhl schaffen können!“ . . . Er rieb sich die Hände. „Los! Gewitter reinigen die Luft.“

„Wenn das Mädchen den Sturm nur aushält!“

„Lieber Freund, wenn wir in unserer Jugend barfuß und so viel gelaufen wären wie diese Armida, würden wir heute noch Taille haben und Aufregungen nicht fürchten. Seht sie doch an! kein Zuviel, kein Zuwenig. Wie aus Erz. In solchem Gehäuse sind die Nerven von Stahl. Laßt sie ein Jahr in

der Öffentlichkeit, immer beobachtet und selbst beobachtend, umworben, vergöttert, verleumdet, und sie wird vielleicht eine mittelmäßige Schauspielerin, aber eine vollendete Weltdame — mehr, eine Persönlichkeit, eine Macht sein. Wenn es nur schon Abend wäre! Es sind um Geringeres große Schlachten geschlagen worden."

Das Wetter war wieder herrlich. Der Katharinenhof roch nach Wald. Große Haufen Tannicht wurden abgeladen, denn schon begannen die Vorbereitungen zur Jubelfeier des Stadtpfarrers. Aber die Stiegler war heute für die Vorgänge in der Nachbarschaft blind und taub. Eine qualvolle Unruhe hatte ihrer sich bemächtigt. Sie kramte in Kisten und Kasten zwecklos umher, war jetzt in der Küche, jetzt in der Gaststube. Um zehn Uhr erschien Wurzel und übergab ihr mit größter Heimlichkeit, obwohl niemand außer ihnen im Keller war, eine Galeriekarte zur Vorstellung.

„Hoch," bemerkte er; „aber die Hauptsach' spielt ja in den Wolken." Die gesamte Schutzmannschaft werde abends aufgeboten werden. Wurzel selbst fürchtete nichts geringeres denn eine „Revolution." Er nahm ein Glas Vino santo an, zog aber seine waschledernen Handschuhe nicht aus und nahm nicht Platz. Er kam vom Thalia-Theater. „Wenn man den Schah von Persien mit allen seinen Diamanten zeigte, würde die Balgerei um Karten nicht großartiger sein. O, wenn ich mein Chef wär' — St! — Was macht unser Lenerl?"

„Sie betet und weint wie alle Tag'!"

„Sie hat recht; es ist ein Unglück, mit einer solchen Schwester auf die Welt gekommen zu sein. Wissen Sie, daß es keine Freikarten gibt? Seit Wochen reden meine Frau und die Peppi von nichts anderm als von der Feerei, und

nun haben wir ein Trauerspiel: Keine Freikarten! Für Ihre Karte würde mancher das Zwanzigfache und mehr bezahlen, meine Frau wenigstens ihre Seel' verschreiben."

„Um Gotteswillen, verraten Sie mich nicht," bat die Stiegler. „Wenn Hochwürden wüßte, daß ich heut ins Theater geh'! Wenn er's nur nicht erfrägt. Kann ich heut' abend bei Ihnen sitzen?"

Wurzel erklärte ihr, daß sein Posten heute abend nicht auf der Walstatt, sondern an einer Hinterthür sei, wo ein Notsteg über den Färberbach führt. Es flimmerte ihm dabei vor den Augen; auch er war ein Vertreter der guten alten Zeit, auch er, der leutselige, hausväterliche Polizeidiener, stand auf der Aussterbeliste.

Wurzel gab dem Mesner die Thür. Der heilige Mann flößte der Wirtin heute Schrecken ein. Er muß ihr's ansehen, daß sie eine Theaterkarte in der Tasche hat. Glücklicherweise kommt er nicht allein und scheint selbst eine Unterhaltung nicht zu wünschen. Sie zieht sich ohne Schmollen zurück.

Spielvogel wurde von seinem brotlosen Neffen Hermann begleitet. Dieser trug einen grünen Jägerhut aufs Ohr gestülpt und eine dicke Lodenjoppe. Er hatte noch Geld, war also übermütig und so mutig, als er überhaupt mutig sein konnte. Das Geheimnis seiner Tapferkeit im Feldzuge hatte darin bestanden: die Furcht vor dem Feldwebel war in ihm stärker, als die Furcht vor dem Tode. Zagend hatte er seinen Oheim aufgesucht, doch das Glück war ihm günstig. Se. Hochwürden und demzufolge auch Se. Ehrwürden waren entrüstet über den Prinzen, verstimmt gegen die nachsichtige Herzogin Mutter. Spielvogel hielt dem Taugenichts eine

Strafpredigt, aber ließ ihn nicht ohne Hoffnung. Dann begaben sich beide zum Lustigen Tiroler. Da war man sicher vor Zuhörern.

„Ja," sagte Spielvogel nach dem ersten Glase, „sie ist eine Geißel für uns alle. Seit vier Wochen hat Hochwürden eine Laune — nicht zum aushalten! Was nützt mir ein ruhiges Gewissen, wenn Hochwürden keinen Schlaf hat? Gestern waren ich und er und Herr Kooperator Huber wieder bis heut morgen auf. Um Mitternacht hat er starken Kaffee verlangt; das zerrüttet meine Nerven. Ich bin ein gutmütiger Mensch; ich kann kein Hendel essen, das eine Stunde vorher noch am Leben war; aber diese Armida, diese Armida könnt' ich — — Was glaubst du, wie wird's heut abend?"

Krügel antwortete folgendermaßen: er steckte Zeige- und Mittelfinger in den Mund und that einen Pfiff. Der Meßner hielt sich die Ohren zu, die Wirtin kam erschrocken ins Zimmer gestürzt, und nach einigen Minuten erschien der Dienstmann, der an der Ecke der Neuen Straße seinen Standplatz hatte, und fragte: „Was schaffen S'?"

„Brav! sehr brav!" sagte Spielvogel zu seinem Neffen. „Wir verstehen einander." Dann trennte sich das Paar. Der Alte ging seinen Pflichten im Stiftshause nach, der Junge zum Ledererbräu. Lust wie Unlust äußerten sich bei Krügel immer auch als Durst. Und der „Süße" hatte nicht seinen Beifall.

Andere Gäste kamen, und alle unterhielten sich wie auf Verabredung vom bevorstehenden Schauspiel. Immer wieder hörte Frau Stiegler den schrecklichen Namen. Die Summen, welche angeblich für einen Logen- oder Parkettsitz geboten wurden, machten sie schwindlig. Was ist das für eine Welt!

Aber ihre Meinung von Armida verwandelte sich. So schlechthin verachten kann man sie nicht mehr, die vielleicht bald — so heißt es — mit Vieren fährt. Der Neid regte sich. Sie war mehr als einmal versucht, in die Küche zu stürzen und der Schwester der Glücklichen zu sagen: Hinaus!

Aber wenn sie die stille Dulderin sah, war sie unfähig, ihr ein hartes Wort zu sagen.

Um Fünf schloß Frau Stiegler den Keller zu, ließ jedoch das Gas brennen. „Denn vielleicht komm' ich bald nach Hause," meinte sie. Das Fabeln von einer Versammlung des Elisabeth-Vereins in Sachen der Jubelfeier fiel ihr nicht schwer. „Es kann aber auch spät werden. Wenn ich mal ins Reden komm' . . . Aengstige dich also nicht! Schließ' dich in die Küche ein, bet' einen Rosenkranz und mach' niemand auf!"

Sie fühlte eine Regung zur Großmut. „Lena, gräm' dich nicht mehr!" tröstete sie und streichelte mit zitternder Hand die blasse Wange. „Wie's mit der Schwester werden mag, ich trage dir's nicht nach. Wir bleiben zusammen, und wenn du übers Jahr noch fromm und rechtschaffen bist, wie heut', setz' ich dich in mein Testament." Dies war ihr letztes Wort.

Magdalene saß in der Küche, still und blaß, kalt und stumpf. Sie fühlte die Zeit wie einen Strom, mit dem sie sachte dahintrieb. Zuweilen flüsterte es in ihr: Auf! wehr' dich, rette dich! . . . Doch das war nur für Augenblicke, dann überließ sie sich wieder der schwarzen Flut, ihre Gedanken müssen mit derselben zerrinnen, ihr Ich muß darin untergehen . . .

Vom Katharinenthurm schlug wiederum die Ganze; die

Kuckucksuhr nebenan war flinker . . . Sieben! Um Sieben begann das Schauspiel! . . . Armida! Bei diesem Gedanken schnellt sie empor. Jetzt naht das Unglück für die Schwester . . . Aller Voraussagungen des Pfarrers, aller drohenden Zeichen erinnert sie sich jetzt. Binnen wenigen Minuten wird ihr die Ungewißheit, die stumme Einsamkeit fürchterlich. Sie will in die Nähe, horchen, hören, will mit vernichtet werden . . . Fort! . . .

Was ist das? Haben alle denselben Weg? Von Straße zu Straße wächst das Gedränge und trägt sie vorwärts. Doch in der Heinrichsstraße, die taghell erleuchtet ist, beginnt der Widerstand. Da stehen die Menschenmassen eingekeilt. Sie will hindurch; der eine macht ihr Platz, ein andrer dreht sich um und sieht ihr in die Augen, ein dritter legt den Arm um sie. Ihr schaudert; sie flieht zurück; eilt, eilt; atmet auf dem Katharinenhofe auf . . . Die Fenster der Gaststube sind noch hell, doch die Thür verschlossen. Sie tastet sich durch den Hausflur nach der Wohnung, schließt auf und bricht in die Kniee und betet — nicht für sich! nicht für sich!

XIII.

Die Hörner, welche Flottwells Gäste zur Jagd riefen, verstummten. „Himmlische nature," sagte Chevalier Dumont.

Der Vorhang, hinter dem die Verwandlung der Bühne in eine goldene Feenhalle, wie Raimund vorschreibt, sich vollziehen sollte, fiel. „Nicht zum Aushalten!" sagte Ludwig Berger, der den Chevalier darstellte, grimmig wie alle andern, über die Unruhe im Hause.

Während die Bühnenwände verschoben wurden, Schleier in allen Farben des Regenbogens niedersanken, elektrische Blitze dorthin, dahin schossen, blieb die Bühne frei.

Engelbert stand hinter der ersten Schiebewand. Wollheim trat zu ihm. „Hunderttausend oder dreitausend," begann er, „der Anblick einer vollen Arena ist immer drohend."

„Was sagt sie?"

„Wenig. Wissen Sie, daß sie sich nicht schminken ließ? Feen sind immer rosig, ließ ich ihr melden. Wenn Feen sich verlieben können, können sie sich auch verfärben, war ihre Antwort. Sie mag sagen und thun, was sie will, ich liebe sie."

Engelbert schwieg; er war heute blaß, doch da fiel ein Rosenschein auf die Bühne und auch auf ihn. Unsichtbare Musik begann, und der Vorhang ging auf.

Wolken wogten hin und her, versanken, andre stiegen auf, wallten hernieder, es wuchs das Licht. Jetzt glänzte eine Stufe, jetzt eine zweite, nur noch ein Duft lag über schimmernden Treppen und Säulenhallen; er entschwebte, und da stand sie, Cheristane — anders als die Mehrheit sie erwartete, in idealer Gewandung, blaß und keusch wie ein Marmorbild, aber auch so von einer hinreißenden Gewalt der Schönheit . . . Da gellte ein Pfiff und gab das Zeichen. Affen wimmerten, Tiger brüllten, Esel heulten. Pfeifen, Zischen, Johlen, Kreischen! Und dazu als Grundbaß das Dröhnen des Bodens unter den Stiefeln — solchen Stiefeln! Es war, als sollte das Haus zerstampft werden. Das Klatschen der Wohlgesinnten ging in diesem Hexensabbat verloren. Der Prinz und seine Freunde warfen Blumen; aber sie fielen wie fahle Totenblumen auf ein Grab. Männern lief es kalt über den Rücken, Frauen weinten. Die Stiegler sagte zähneklappernd: „Aussi, aussi, aussi!“

Wenn Engelbert noch nicht gewußt hätte, daß ihm Armida mehr sei, als die ganze Welt, würde er es jetzt erkannt haben. Er litt mit ihr, geistig, körperlich. Wie Geißelhiebe fühlte er das Hohn- und Wutgeschrei. Was muß Armida von ihren Gönnern denken, von ihm, zu dem sie so treu und dankbar aufgeblickt? Konnte man ihr kein Glück bieten, ohne die Probe auf den „Wirkungsgrad“? Kennt der neue Glaube keine Großmut? Müssen Korybanten und Thyrsusschwinger auch um den Thespiskarren lärmen? Macht der brutale Erfolg die Götter? Heute hat ihn Iphigenie, morgen Phryne! Diese und ähnliche Vorstellungen zuckten durch sein Gehirn, während seine Augen an der Dulderin hingen.

„Los!“ schrie Wollheim den Maschinisten zu, und Wolken wallten um die prangenden Hallen, Nebel tauchten aus der Tiefe und das Licht starb hin . . .

Um einen Fremden aus den Wogen zu retten, sagte sich Engelbert, würde ich ohne Besinnen mein Leben wagen. Ist es thörichter, jenes arme, teure Wesen mit mir aus dem gemeinen Kampf um das Dasein auf den sichern Fels zu retten? Aber die Welt. Hat die Welt ein Recht über mein Glück? Ja, dort in Nebel, in die Ferne schwindet mein Glück. Armida war die Poesie meines Lebens. Morgen ist sie eine andre, morgen muß sie tot oder Phryne sein! Halte sie mit glühenden Armen zurück! Aber die Welt. Ist der Klatsch wirklich so furchtbar? Meine Arbeit ehrt mich, und ich ehre mein Weib!

Gewölk umwob die Einsame; die Bühne wurde düster, und ein Schatten fiel auf alles. O, nicht Engelbert allein hatte die Empfindung, daß ein Stern erbleiche, daß Cheristanens Schicksal mehr als ein Märchen sei. Der Lärm war verstummt, und man hörte nur noch die fernen Oboën . .

Verhärtete Herzen wurden von Sehnsucht ergriffen. Sie war so schön! Sie war —

Und als plötzlich die Wolken sich verteilten und Armidas Lichtgestalt noch einmal, hoch, wie schon über der Erde, erschien, brauste ein neuer Sturm durch das Haus, doch diesmal Jubel, unermeßlicher Jubel! Sieg!

Wie anders flogen jetzt die Blumen, Blumen von allen Seiten. Sie bildeten Triumphbogen. Niemand saß mehr, niemand widerstand dem Taumel, jeder jauchzte, winkte, und die wehenden Tücher waren die Schwanenfittige über dem Gewoge!

„Cheristane für immer!“ sagte Wollheim und ließ klugerweise fürs erste den Vorhang niedergehen. Die Aufregung im Hause, jetzt eine freudige, hatte sich noch nicht gelegt, als ein Fürchterliches eintrat. Auf der Galerie schrie eine Stimme, die Stimme eines Wahnsinnigen: „Feuer! Feuer!“ Sekundenlang herrschten Schrecken und Verwirrung. Doch schon tönten Rufe von allen Seiten: „Blinder Lärm! Unmöglich! Ruhe!“ Und oben, wo ein wildes Getümmel stattgefunden hatte, erschien Siegl, der Packknecht, an der Brüstung. Er hielt mit seiner Hünenfaust den ächzenden Krügel empor und rief mit Donnerstimme: „Wir haben den Hallunken! Kein Feuer! Hoch die Elektrischen!“

Und so wandelte sich die Pein auch dieses Vorganges in Heiterkeit.

Das Schauspiel war dennoch damit zu Ende. Die Aufregungen des Abends waren für den schönen Schiffelmann zu groß. Der blinde Feuerlärm gab ihm den Rest. „Ich sagt' es ja — unsere Johanna —“ murmelte er und fiel in Ohnmacht. —

Da bewies sich Armida tapferer. Sie ertrug den Ansturm ohne mit den Wimpern zu zucken, und als der Vorhang gefallen war, weinte sie nicht, obwohl sie bitteres Weh bis in die Augen fühlte. Man kann kräftige Nerven haben und dennoch stark empfinden. Nun ja, sie hatte gesiegt. Aber morgen, meint Wollheim, entbrennt „hoffentlich“ der Kampf aufs neue. Und wenn sich die Armidianer und ihre Gegner müde getobt haben, kann sie beginnen:

„Der Kampf ist aus, ich habe mich besiegt;
Beschlossen ist's, ich scheide von der Erde“.

Wenn Wollheims Voraussagung eintrifft, fünfzig Abende

hinter einander! Ist das ein Beruf? Ist dies das Glück? Sie stützte, nicht mutlos, aber freudlos, das Haupt auf die Hand. So über den Altar gebeugt, fand sie Prinz Ernst. Er war, sobald der Sieg entschieden schien, auf die Bühne geeilt. Sehnsüchtig blickte er zur Angebeteten empor, aber zauderte. Sein Lehrer Hugelmann gehörte trotz seiner Uniform nicht zu denjenigen, welche wie der große Friedrich sagt „mit einem glücklichen Genie zum Krieg geboren" sind. Die Liebe aber ist auch ein Krieg, und dem Schüchternen gehört weder die Welt noch das Weib!

Als Engelbert das Publikum über den Feuerlärm beruhigt sah, suchte auch er Armida auf. Er zögerte nicht, sondern flog fröhlich die Stufen empor. Der Ton, mit dem er die in Leid Versunkene anrief und dann sein Blick offenbarten ihr alles. Er entführte Cheristane wie sie war aus dem Feentempel, führte sie treppauf, treppab zum Ausgange, an dem Wurzel Wache stand. Als die kalte Nachtluft durch die offene Thür sie anwehte, hüllte Engelbert die Fee in seinen Pelzrock. Samuel, der auf die Bühne geschlichen, mit dem Prinzen Zeuge geworden und ohne den Prinzen gefolgt war, sagte „Erlauben Sie mir, auch wohlthätig zu sein," und hing seinen Radmantel um Engelberts Schultern. Derselbe war Engelbert viel zu kurz, aber der Glückliche sah weder auf den Mantel noch den Geber. Arm in Arm wandelte das Liebespaar über den Färberbach. Die drei Bretter, die über das auch bei Mondschein nicht schöne Wässerlein gelegt waren, wurden für sie die Brücke der Seligen.

Samuel folgte in geziemender Entfernung. Er rieb sich die Hände vor Vergnügen und weil ihn fror.

Als sie durch den verlassenen Stadtpark gingen, umfaßte

Engelbert plötzlich seine Begleiterin und hob sie hoch empor. Zeigte er die Geliebte dem Weltgeist oder den Sternen? So kann Liebe auch einen Elektrotechniker zum Schwärmer machen.

Bei Tante Sarah waren alle Freunde versammelt. Inmitten des Zimmers auf einer Blumen-Insel erhob sich das Werk Fabers, das Bild einer Schönheit und doch ein schönes Bild!

„Hoch Cheristane!“ rief der Maler.

„Nein,“ erwiderte Engelbert, „nicht Cheristane, nie wieder Cheristane. Hoch die Braut!“

Ein Schauer durchlief Armida. Sie hatte während der schier märchenhaften Vorgänge nicht einen Augenblick an Engelberts redlichen Absichten gezweifelt. Dennoch traf sie der klare, bestimmte Name derselben ins Herz. Braut! seine Braut! Braut des „Herrlichsten von allen.“ Das Beispiel seiner unermüdlichen Thätigkeit, seines Selbstvertrauens und seines Ruhmes hatten ihr Mut und Ausdauer in der harten Schule verliehen. Von allen Möglichkeiten ihrer unsicheren Zukunft hatte ihr die, ihm entrückt zu werden, die grausamste geschienen. Nun ist sie mit ihm fürs Leben verbunden. Der heimliche, quälende, glimmende, glühende Gedanke an ihn ist keine Thorheit, kein Unrecht mehr. Schlag' in helle Flammen auf, Liebe! Leben mit ihm, leben für ihn! — Zog Engelbert sie an sich oder schlang sie zuerst den Arm um ihn — sie lag an seiner Brust, und die selbstsüchtige Armida war nur noch das holde, gute, hingebende Weib.

O Engelbert, wie spöttisch hast du noch zu Neujahr von der Liebe gesprochen! Unbändig ist Eros; er macht die Schwachen stark und die Starken zärtlich. So umarmten, so küßten sie sich vor den Augen der Welt. Kein Fremder

würde bei dieser ewig schönsten Feier ungerührt geblieben sein, wie sollten es die Freunde bleiben! Der Kühne behält doch immer Recht, dachte Faber, Engelbert wird ihr den Platz in der Gesellschaft erobern und sie wird denselben dann behaupten! Der belesene Samuel murmelte:

„Hymen, o Hymenäos, erfreu' dich dieser Vermählung!"

Baronin Dinah erglühte selbst wie eine Braut, und auch die junonische Tante kostete wieder einmal Nektar und Ambrosia. Armida schloß schwindelnd die Augen, aber sie sah das Glück!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die „Frau Mutter" war noch immer nicht daheim, trotzdem schon Zehn vorüber war. Sie wird kommen, doch wer gibt Magdalenen Nachricht über das Schicksal der Schwester? Die schmollende Frau Wurzel und Peppi haben eine Galeriekarte zu einem Ball erhalten, den eine Studentenverbindung bei Lissac gibt. Beim Ledererbräu spielt Militärmusik und übertönt alles andere Straßengeräusch.

Da läutet man an der Wohnung.

„Ich bin's; Wurzel."

So wie der alte Mann in der hellen Küche steht, weiß Magdalene, daß ein Unglück geschehen ist. „Die Schwester —"

„Nein, nein," versetzte er, „Fräulein Schwester scheinen sich sehr wohl zu befinden." Und der Gedanke an das Goldstück Engelberts bringt einigen Glanz in seine düstere Miene.

„Die Frau Mutter —?"

„Ja, ja," sagt er und seufzt.

„O mein Gott, was ist mit ihr —?"

„Aus, aus ist's mit ihr! Fräulein Lenerl, fassen Sie sich: Unsere gute Ziehmutter ist tot."

. . . „Im Theater war Feuerlärm,“ fuhr er nach einer langen Pause fort. „Sie reißt aus, fällt auf der Treppe, es geht über sie drunter und drüber. Man hebt sie auf. Ein Sanitätsrat untersucht sie. Ein Sanitätsrat! Aber sie blieb tot. Gott sei Dank starb sie nicht, weil sie fiel, sondern sie fiel, weil sie starb. Am Schlag. Man brachte sie nach der Polizei. Eine Visitkarte trug sie nicht bei sich. In ihrem Portemonnaie waren ein Ehering, ein Fünfzig-Pfennigstück und ein Beichtzettel.“

Wieder eine Pause.

„Ich hab' dies alles aus zweiter Hand. Ich kam erst vor einer halben Stund' auf die Polizei. Man erzählte den Fall und zeigte mir einen Unterinnthaler Hut. Da ging mir ein schreckliches Licht auf. Ich sah die Leich' an und — Fräulein Lenerl! — Lenerl! weinen Sie nicht so!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Verunglückte war in der Leichenschaustätte des Polizeigebäudes aufgebahrt. Magdalene hielt die Totenwache. Der Stieglerin Antlitz war auch im Tode noch das eines alten Chinesen, aber jetzt eines Mandarinen, eines tapferen Mandarinen, der im Kampfe gegen mohammedanische Aufrührer gefallen ist. Im Lustigen Tiroler blieben die Fenster heute nacht hell, doch die Thür war zu und auf dem Zettel, der seit Neujahr dort hing, stand:

Das Lokahl wird nach dem Rosenkrantz auffgemacht.

XIV.

Der Heiligenmaler ließ ins Stiftshaus sagen, daß seine Arbeit bis auf Kleinigkeiten fertig sei und die Stiftsherren, wenn sie ihn besuchten, sicherlich überrascht und erfreut sein würden. Demzufolge brach der Stadtpfarrer zwei Tage nach den geschilderten Ereignissen mit seinen Kooperatoren nach Kindsbrünnel auf. Da der Gang als Vergnügungsreise aufgefaßt wurde, trugen Steinacker und Huber Stöcke, der vorsichtige Käferle einen Regenschirm, und Huber ließ sich von Heckenblaichner ein Döschen randvoll mit Schnupftabak füllen. Der alte Herr war mit der Auffrischung des Sakristeibildes immer noch nicht einverstanden. „Das wird was rechtes geworden sein," brummte er. „Geht mir doch! das schöne alte Bild verschandeln! Ich werd' es Hochwürden nie verzeihen!"

„Aber es war ja nichts zu sehen."

„Für euch vielleicht nicht, aber für mich! Ich hatte die Tafel dreißig Jahre lang vor Augen. Das ist lang genug, um sich schließlich eine Vorstellung davon zu machen. Nach meiner Meinung hat die Heilige einen blauen Mantel; wenn er nun in Wirklichkeit rot ist, schau' ich das Bild mein Lebtag nimmer an. Hochwürden hat immer das Lob der

alten guten Zeit im Mund, aber die alten Leut' behandelt er rücksichtslos."

Steinackers Laune war beim Frühstück die denkbar schlechteste gewesen, doch als er die Vorbereitungen zur morgenden Jubelfeier sah, heiterte sich seine Miene auf. Der ganze Katharinenhof wurde in eine Festhalle verwandelt; es ging wie auf einer Schützenwiese am Vorabende der Eröffnung zu. Der Stadtpfarrer wand sich durch das Gewimmel von Arbeitern und die Reihen der Kranzwinderinnen, ohne den Kopf zu drehen. Nur seine Augen gingen nach links und nach rechts, und dann richtete er sie aufwärts. Der Himmel war von tiefem Blau. Ja, der Stadtpfarrer hat Freunde im Himmel und auf Erden . . . Im Lärm und Drang der Hauptstraßen war eine Unterhaltung, ein Nebeneinander unmöglich. Er ging voran; die Grüße von jung und alt galten wohl zunächst ihm, aber sein Ansehen kam doch auch seinem Gefolge zu gute.

Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll —

Dort, wo Emerich den Abendhimmel beobachtet hatte, auf freiem Felde, betrachteten die Drei das Gebirge.

„Wie nah' die Berge sind," sagte Käferle, worauf sein Amtsgenosse, welcher diese Nähe für ein schlimmes Wetterzeichen hielt, sofort beschwichtigend einfiel: „Finden Sie? Sonst kommen sie mir viel näher vor."

Der Stadtpfarrer mußte beim Anblicke der Berge an Hohenbüchel, die unglückliche Wirtin, die Geschwister denken; er runzelte die Stirn, wandte sich dennoch nur zögernd ab und setzte den Weg fort.

Käferle war ihm rasch zur Seite. „Also das dort ist

Kindsbrünnel, eins jener unscheinbaren Häuser birgt unsere Perle! Ich kann Hochwürden nicht ausdrücken, wie gespannt ich bin! Jedenfalls ist die Himmelfahrt von der Hand des älteren Palma. Wenn ich nicht irre, starb er 1528. Eine Himmelfahrt Mariä von ihm befindet sich auch in der Akademie zu Venedig. Übrigens malte er auch weltliche Bilder, und die sogenannte Bella im Palazzo Sciarra zu Rom, früher Tizian zugeschrieben, ist trotz unglücklicher Restauration noch jetzt eine der vollendetsten Schöpfungen der italienischen Kunst."

Huber lächelte. Diese seine Weisheit hat Käferle aus meinem Konversations-Lexikon, dachte er. Aber unser Tyrann läßt sich die Belehrung gefallen, weiß nicht noch mehr, wird nicht einmal grob — das ist merkwürdig.

Der Stadtpfarrer sah dem Lehrenden ins Gesicht, ohne zu hören, was er sagte.

Als die Herren bei Nummer 102 anlangten, that sich auch schon das Hausthor auf. Nicht die Riesin, sondern Spitzmüller selbst, vom Besuche unterrichtet, empfing seine Gäste. Sonst schüchtern, war er heute feierlich. „Ich bitte die Hochwürdigsten, sich hier hinaufzubemühen," sprach er und wies auf einige Stufen, die zu seiner Werkstätte führten.

Dem Besuch zu Ehren war daselbst alles Arbeitszeug unter die umgestülpten Kisten geschafft worden. Ein runder Tisch — einem Wirtsgarten entlehnt — und etwelche Strohstühle standen in einer Ecke, und eine Flasche Wein nebst Gläsern auf dem Tisch. Das Gemälde war verdeckt. Spitzmüller gab den Herren den richtigen Standpunkt, trat dann neben die Staffelei und bat, einige vorbereitende Worte sprechen zu dürfen. „Schon die oberflächlichste Reinigung,"

fuhr er fort, „bot mir eine Ueberraschung: Kein Heiligenbild, sondern ein mythologisches stand vor mir. Die Tafel hatte stark gelitten, doch war sie des Schweißes eines Edlen wert. Es ist ein Palma, ein Werk mit der höchsten Gewalt und Wissenschaft der Farbe und Modellierung vollendet, ein Werk, dessen Rettung mich wie keine andere beglückt!"

Damit nahm er den Vorhang ab, und eine Frauengestalt von wunderbarer Schönheit zeigte sich; Liebesgötter trugen sie; sie breitete lächelnd die Arme aus . . . .

Steinacker duckte sich wie unter einem Nackenhieb, und seine Begleiter krümmten sich, der eine nach links, der andre nach rechts hinweg. Eine moderne Laokoon-Gruppe.

Venus! Für den Harmlosen war das Bild ein schönes Bild, für unverfrorene Materialisten das Sinnbild der wichtigsten Leidenschaft, die Weltmutter, für Steinacker dagegen die Verherrlichung der häßlichsten Todsünde. Steinacker, der Prediger der Weltverneinung, handelte nur folgerichtig, als er, stracks sich aufrichtend, den Stock erhob, um das Bild zu vernichten! Allein der Maler fiel ihm in den Arm. „Hochwürden, wo denken Sie hin!" rief er, „einen echten Palma! ein Kunstwerk ersten Ranges! ein Vermögen! Hunderttausend Mark wurden bereits dafür geboten —"

„Hundert — hunderttausend Mark!?" rief Kooperator Huber. Käferle lächelte verwirrt.

„Von Mr. Woodruff, dem amerikanischen Konsul. Als erstes Gebot," versicherte der Maler. „Wenn die Hochwürdigsten mir den Handel anvertrauen wollen — ich verspreche mir noch ganz andere Summen."

Hunderttausend Mark! Das Wort entwaffnete Stein-

acker, bezauberte seine Begleiter. Ein Bild, das hunderttausend Mark wert ist, kann man ansehen.

„Wenn die Sache so liegt," meinte der Stadtpfarrer, „das Katharinenstift ist arm . . . Wunderbar, wenn einmal das Schlechte dem Guten dienen müßte!"

Unsere drei traten den Heimweg mit gesteigertem Kraftbewußtsein an. „Hochwürden," begann Huber, „das Bild ist ein Meisterwerk; hunderttausend Mark sind viel zu wenig dafür."

„Wir werden ja sehen," erwiderte Steinacker. In Gedanken baute er schon einen zweiten Stock auf das Stiftshaus.

„Aber die Sache hat einen Haken," meinte Huber nach einer Pause. Alle drei hielten inne.

„Wieso?"

„Wenn bekannt wird, was für ein Bild wir verehrt haben — das gibt einen Heidenskandal."

„Warum?" fiel Käferle hochmütig ein. „Im Gegenteil. Wenn ein Heiligenbild fromme Empfindungen erweckt, so kommt das größere Verdienst dem Bilde zu. Bei dieser Tafel dagegen war unsere Andacht unser ureigenes, ausschließlich unser Verdienst."

Das Seminar! das Seminar! dachte Huber, der Stadtpfarrer aber erwiderte: „Larifari! Ihr setzt bei unseren Widersachern ein Zartgefühl voraus, das sie nicht haben. Im Stiftshause wurde ein echter Palma von ungeheurem Wert entdeckt; das ist für diese groben Sinnesmenschen das Augenfällige, und unsere Genugthuung für manche Enttäuschung. Ich denke, keiner meiner Vorgänger hat dem Stift ein solches Geschenk gemacht."

Über den Bergen lagerten jetzt Wolken.

Von der Vorstadt her kam den Geistlichen ein Zweispänner entgegen. „Da! eine herzogliche Equipage —“ rief Kooperator Huber. — „So langsam fährt nur Hoheit die Herzogin,“ meinte Steinacker. — „Am Ende will Hoheit auch zum Maler,“ sagte Käferle und grinste.

Indem fuhr der Wagen vorüber. Die drei Hochwürdigen zogen die Hüte und verneigten sich tief. Die Herzogin Cäcilie, die, Fräulein von Hagen zur Seite, sich langweilend am offenen Kutschfenster saß, ließ halten. Steinacker eilte hinzu.

„Guten Morgen, Hochwürden,“ sagte die Herzogin und schlug den grauen Schleier zurück. „Spazieren gewesen?“

„Ein armer Seelsorger kann das nicht. Nein, Hoheit, ich war beim Maler Spitzmüller. Hoheit wissen, das Bild —“ Er stockte und sein Gesicht, das schon glühte, färbte sich noch dunkler.

„Bitte, setzen Sie auf!“ sagte die Dame und besann sich. Seit der Unterredung mit Engelbert hatte sie nie mehr an das Bild gedacht. „Ah, jetzt erinnere ich mich. Der — der Palma! Nun?“

„Ich bitte, Hoheit in besonderer Audienz darüber berichten zu dürfen . . . Der Fall ist so außerordentlich —“

„Sie machen mich neugierig — Bedecken Sie sich doch! — Beiläufig: die Aufführung Ihres Schützlings ist ja schrecklich! Feuer! zu rufen — bei vollem Hause — Und nachdem die Schlacht schon verloren war — Hoffentlich wird er gehörig bestraft!“

„Hoffentlich, Hoheit, hoffentlich.“

„Übrigens sagt man mir, sie sei sehr dezent gekleidet gewesen. Und da sie nicht mehr auftritt — sich verlobt hat

— heiraten wird — ist die Sache abgethan. Was macht denn die andre? Geht sie zur Schwester?"

Wieder fühlte Steinacker die Hitze in den Wangen. „Ich weiß nicht —"

„Bitte, erkundigen Sie sich, Hochwürden! Das Ganze ist doch sehr interessant — sehr! Was ich sagen wollte — wir thaten dem Prinzen unrecht. Wissen Sie, warum er für Fräulein Bellotti schwärmte? Weil er Herrn Engelbert ins Herz geschlossen hat. Engelbert ist sein drittes Wort. Ich werde Herrn Engelbert gern oder ungern zur Tafel laden müssen. Wir Mütter sind Sklavinnen. — Morgen feiern Sie Ihre Triumphe — Hat mich sehr gefreut — Auf baldiges Wiedersehen! . . ."

„Fährt Hoheit zum Maler?" fragte Käferle.

„Neugier ist niemals schön", versetzte barsch der Stadtpfarrer, „und hohen Herrschaften gegenüber unschicklich." Mit seiner guten Laune war es vorläufig vorbei. Interessant, dezent! murrte er für sich, während sie weitergingen. Was die Feigenblätter in der Antikensammlung, sind die Fremdwörter für diese Höflinge . . . Verlasse sich einer auf die Herzogin! Heute Hinz, morgen Kunz! Nun kann ich der Lena gute Worte geben . . . Wer sah diesen Ausgang voraus! — Dann grübelte er über das Verhältnis des Prinzen zu Engelbert. Verstellt sich Seine Hoheit? Hofft Hoheit vielleicht auf diese Weise —? Nein, dazu ist unser Prinzlein zu einfältig. War das Erbarmen, das glühende Erbarmen, das er selbst einst für den Mörder seiner Buhlerin empfand, weniger wunderbar, als die Freundschaft des Prinzen für den Räuber seiner Geliebten?

Wie dem sei, der Prinz ist ein Abtrünniger . . . Steinacker seufzte. Der Abtrünnige ist ein Prinz!

Auf dem Katharinenhof war es bei der Rückkehr der Priester still. Die Arbeiter hielten Mittagsrast. Doch schon waren die Gewinde hinüber und herüber gezogen. Steinacker blickte durch das luftige Zelt gen Himmel. Derselbe kam ihm nicht mehr so blau wie am Morgen vor.

Spielvogel nahm seinem Gebieter den Überzieher ab. Das Gesicht des Meßners war schlaff und gelb. Er machte eine Armesündermiene.

„War Magdalene wieder da?“ war Steinackers erste Frage.

„Nein, Hochwürden,“ erwiderte der andre eifrig. „Ich habe ihr Hochwürdens Meinung gestern so gesagt, daß sie im Leben nicht mehr wiederkommt.“

Der Stadtpfarrer warf einen bösen Blick auf ihn. „Sie verstehen mich immer falsch!“ sagte er eisig. „Suchen Sie sofort Wurzel auf — er soll das Mädchen ausfindig machen — im Auftrag der Frau Herzogin, sagen Sie! — es bitten, zu mir zu kommen, — ich wolle Ihre Eselei wieder gutmachen, soll er sagen. — Verstanden? — Noch eins: Ich duld' es nicht, daß Sie in Hausschuhen bei Tische aufwarten. Das schickt sich nicht.“

Spielvogel griff betäubt an die Stirn. Keine Schlorren mehr! Man will seinen Tod.

Der Stadtpfarrer trat ins Speisezimmer und rasch an seinen Platz. Die andern Stiftsherrn waren schon versammelt und standen hinter ihren Stühlen.

„Ich ließ die Herren warten,“ sagte der Stadtpfarrer. „Dafür bringe ich aber eine Nachricht — eine Nachricht — Unser Bild ist fünfzigtausend Thaler unter Brüdern wert.“

XV.

„Hundertundeins!" sagte Steinacker, nicht müde, aber mit fieberhafter Röte auf den Wangen und mit glänzenden Augen, als ihm der Mesner wieder eine Karte überreichte. Dann warf er einen Blick auf das kleine Stück Glanzpappe, auf dem mit zierlicher Handschrift „Eusebius Hoffingott, Vikar" geschrieben stand.

„Der Herr Vikar wartet seit zwei Stunden."

„Kann ich dafür?" erwiderte Steinacker mürrisch und blies den Atem durch die Nase.

„Natürlich nicht! Es geht der Reihe nach."

Dann trat unser alter Bekannter mit schweren Stiefeln in das blumengeschmückte Zimmer. Er hatte seinen Schafpelz draußen gelassen, sah jedoch darum nicht festlicher aus. Der Stadtpfarrer stand auf und hieß seinen lieben, lieben Tiroler Amtsbruder tausendmal willkommen. Dann drückte er ihn sanft in einen Lehnstuhl und setzte sich in die Sofa-Ecke. „Ich kann mir denken, was Sie aus den Bergen zu uns führt," sprach er und kam damit sofort zur Sache. „Unsere arme unglückliche Wirtin! Wer hätte das gedacht!"

„Nun, nun, nicht arm, sie wird wohl im Himmel sein. Aber wo ist unsere arme Lena?"

„Ja, lieber Herr Amtsbruder, wie soll ich das wissen? Sie sahen ja selbst, was für Ansprüche an mich gemacht werden. Und das geht seit zwei Tagen so.“

„Das Mädchen war in seiner Verzweiflung gestern im Stiftshause und wurde, wie mir Mesner Spielvogel gestand, von Hochwürden nicht vorgelassen. Eine Frage, Hochwürden: Hat sie Ihrer Gunst sich unwürdig gemacht?“

„Das ist eine Frage, auf die ich nicht antworte.“

„Also nicht unwürdig,“ versetzte trocken der andre. „Ich bin wegen der Magdalene in der Stadt. Als vorgestern ein Telegramm mit der Unglücksbotschaft an die Stieglersche Verwandtschaft in Hohenbüchel eintraf und die Kugelmüllerin mit Sohn und Schwiegertochter sofort hierher abreiste, schwante mir nichts Gutes für das arme Kind. Sie hat mir zuweilen geschrieben, Briefe voll Dankbarkeit gegen Gott und Euer Hochwürden, die Stieglerin und meine Hochwürden, herzliche Briefe, die mich — ich weiß nicht warum — dennoch immer traurig machten. Vielleicht war's die Handschrift . . . Von Armida hörte ich durch die Zeitungen — das Schlimmste und das Beste — die Wahrheit lag für mich in der Mitte . . . Um kurz zu sein, ich hatte so lang keine Ruh', bis ich auf der Bahn saß. Das war gestern. Ich stieg im Goldenen Kreuz ab, wo der selige Kugelmüller abzusteigen pflegte. Richtig, seine Familie wohnt auch im Goldenen Kreuz, und meine Ansichten über ihren Edelmut waren auch richtig. Ihre erste Handlung war, daß sie der Ziehtochter der Seligen den Stuhl vor die Thür setzten. Wenn das Testament bekannt gegeben und ihrer darin gedacht sei, könne sie ihre Ansprüche erheben. Herr Amtsbruder, wenn die Stieglerin ein Testament gemacht hat, will ich mein lebenlang Schotter fahren . . .

Wo wandte sich die Hilflose hin? Selbstverständlich an Euer Hochwürden. Ich gehe ins Stiftshaus. Ihr Mesner Spielvogel sagte mir, daß Hochwürden bereits zu Bette seien. Zwar waren noch alle Fenster hell, aber ich mußt' es glauben."

„Herr Amtsbruder, ich kann Sie versichern —"

„Daß Ihr Mesner ein bequemer Herr ist; ich glaube auch das. Auf mein Drängen wegen der Lena wies er mich an die Familie Wurzel. Frau und Fräulein Wurzel waren im Theater, den Vater Wurzel traf ich endlich an einer Straßenecke. Ich nahm ihn mit mir ins Goldene Kreuz. Ihn hat Gott im Zorn zum Polizeimann gemacht. Einen größeren Konfusionsrat gibt's auf der ganzen Welt nicht. Ich erfuhr nur eins, daß er in der besten Absicht der Ärmsten vor seiner eigenen Nährmutter, der Polizei, einen heillosen Schrecken eingejagt hat. Mein Gott, sag' ich, wo wird sie übernachten? Ja, das ist die Frage, sagt er. Wir raten hin und her, und wie wir im besten Raten sind, schaut er auf die Uhr und steht plötzlich auf und sagt: Hochwürden, Polizeistund'! — Was sollt' ich thun! Ich bin in der Stadt unbekannt. Ich ging also zu Bette . . . Das schwere Bier . . . Ich Unmensch bin erst um 8 Uhr aufgewacht. Mein erster Gang heute früh war nach dem Gottesacker, um von unserer alten Wirtin Abschied zu nehmen. Was erfahr' ich? Die Lena hat die Nacht im Leichenhause verbracht!"

Der Stadtpfarrer legte die Hand über die Augen.

„Sie war gestern kurz vor Thorschluß dort angekommen. Totengräber und Leichenfrauen sind just nicht empfindsam; aber die Bitten, die Thränen des Waisels — sie ließen sie an der Leiche beten und gaben ihr dann einen Stuhl am warmen Ofen. Um Sieben machte sie sich auf den Weg."

„Aber erlauben Sie mir, Herr Amtsbruder, dachten Sie nicht an die Schwester? Allerdings sind die Mädchen zwei grundverschiedene Naturen, indes — das schlägt sich, das verträgt sich.“

„Ich hatte mich gestern schriftlich an die Baronin Oberkirch gewandt,“ antwortete Hoffingott mit einiger Verlegenheit. „Ich habe Gründe, ein persönliches Zusammentreffen mit dieser Dame nicht zu wünschen. Noch vor meinem Ausgang erhielt ich ihre Antwort. Sie gab mir Nachricht über Armidas Wohnung und Brautstand, versicherte mich indes, daß Armida selbst in Ungewißheit und Unruhe wegen der Schwester sei. Frau und Fräulein Wurzel konnten mir keine Auskunft erteilen. Ich durchkreuzte die Stadt nach allen Richtungen. Keine Lena. Mittags ging ich zu Armida. Ihr Bräutigam und Prinzen und Grafen waren da. Aber sie ist braver, als ich erwartet hatte . . .“

Der Stadtpfarrer bewegte sich unruhig.

„Herr Engelbert wurde jetzt mein Begleiter. Ihm verdanke ich die Erfolge, die ich Ihnen in Kürze mitteilen will; denn wenn ich richtig gezählt habe, warten noch fünfzig Gratulanten auf die Ehre, von Hochwürden empfangen zu werden. In einer Anstalt für Stellen-Vermittlung wurde Lena wegen mangelnder Zeugnisse abgewiesen. Von dort führten uns Erkundigungen nach der Loretto-Kapelle. Nicht mehr da. Zurück nach dem Katharinenhof. Hier war sie von diesem und jenem gesehen worden. Zuletzt erfahren wir beim Schneidermeister Kirchmeier, daß er ihr aus Barmherzigkeit zehn Mark für ihre Winterjacke gegeben habe. Unterdessen fragt mich Engelbert über dies und das und sagt dann plötzlich: Sie ist nach Hohenbüchel! Wir fahren nach dem Bahnhofe, und Engelbert erkundigt sich am Schalter

für die Fahrgäste nach unserm lieben Tirol. Der Kassenbeamte hat einen brennroten Bart, ist aber sehr freundlich. Er erinnert sich sofort. Vor Abgang des Mittagszuges schob ihm ein Mädchen ein Goldstück hin. Wohin? fragt er. Hoffingott! Hoffingott! sagt sie hastig. Er hielt sie anfangs für geistesgestört, aber auch ihn rührte das blasse, verweinte Gesicht, und er hatte Geduld und — kurzum, sie ist jetzt längst in Hohenbüchel. Nach Engelbert sollte ich telegraphieren und den Abend mit ihm verbringen, aber ich kenne mein Basel Resi. Ich telegraphierte: Lena dabehalten, komme selbst mit dem nächsten Zug. Das war um Vier. Jetzt ist es Sieben. Um halb acht Uhr geht der Zug. Daß ich Ihnen das Beste zu Ihrer Jubelfeier wünsche, sind Sie überzeugt. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen meine Aufwartung zu machen und die Schicksale des Mädchens mitzuteilen."

Beide standen auf.

„Lieber Herr Bruder," sagte der Stadtpfarrer, „wenn Sie alles wüßten —"

„Ich weiß alles," sagte Hoffingott ruhevoll. „Ich bin ein einfältiger Landvikar; meine Meinung ist unmaßgeblich, aber die: Wenn wir Haß säen, werden wir nichts Gescheites ernten. Rechthaberei und Härte haben mit Religion, mit unserer Religion nichts zu thun. Wenn wir uns, um mich einem so gelehrten und berühmten Amtsgenossen gegenüber großstädtisch auszudrücken, wenn wir uns auf die religiösen Ideen beschränken, werden wir die Herzen wiedergewinnen. Und jetzt bitt' ich um Verzeihung, und nochmals: Fröhliche Jubelfeier!" — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Totengräber Jörg betrat am Nachmittag den Kirchhof zu Hohenbüchel. Er trug Spaten und Hacke auf der Schulter. Es war wieder einer „an der Reihe.“ Jörg ging gemächlich. Das war noch immer die eigentümliche Sirokkoluft, doch die Sonne schien nicht mehr; Gewölk verdeckte die beschneiten Höhen, und die nahen Berge schlossen sich wie eine schwarze Mauer um das Gelände . . . An einem Grabe kniete in Leid versunken eine weibliche Gestalt. Das war für den Totengräber kein ungewöhnlicher Anblick; aber an dem Grabe —! Er trat näher.

„Lena!“ rief er. „Meiner Seel', die Lena!“

Sie richtete die traurigen Augen auf ihn. „Hochwürden ist nicht daheim,“ flüsterte sie.

„Nein, er ist den Kugelmüllerschen nachgereist. Aber wie schaust du denn aus? Und friert dich denn nicht? . . . Was hast?“

Sie war emporgeschnellt, mußte sich dann aber schwindelnd an ihn halten. Die Welt ging für sie unter. Hoffingott war Magdalenens letzter Trost gewesen.

„Die Resi ist in der Kugelmühl',“ fuhr er nach einer Pause fort. „Ich würde sagen, komm zu mir, aber meine Alte . . . Es muß dich niemand gesehen haben, sonst wär' schon Feuer im Dorf . . . Aber —“ Er sah sich bedenklich um: „sei g'scheit und geh zur Resi! Sie ist lange nicht die Schlimmste . . . Geh nicht durchs Dorf und auch nicht durchs Stadtel! Wenn du über die Brücke bist, halt' dich gleich ans Wasser! . . . Die Resi weiß, wann Hochwürden wieder kommt. Und wenn sie anfangs harb ist, nimm's nicht zu schwer. Es wird viel g'redet in der Welt — ich sag'

immer, wer weiß, ob's wahr ist. Geh, Lenerl! geh! . . . Heut abend schneit's."

Magdalene verstand ihn; endlich kannte auch sie die Welt. „Nur noch ein Vaterunser," sagte sie mit einem Blick auf das Grab ihrer Mutter . . .

Magdalene schlug jenseit der Brücke den Feldweg ein, wie Jörg ihr geraten hatte. Unterhalb der Mühle führte ein Steg über den Mühlbach. Er zitterte unter ihr. Sie warf einen Blick auf das dunkelgrüne, reißende Gewässer.

Base Resi saß mit ihrer „Jugendfreundin" Anna, der Vertrauten der Kugelmüllerin, in der Bauernstube und trank Kaffee. Als Magdalene eintrat, nahm sie den Napf vom Munde und staunte.

„Ja," fand sie endlich Worte, „ja, was will denn die?"

„Hochwürden, der Herr Vikar —" sagte Magdalene.

„Was willst du von Hochwürden?" fiel ihr Resi in die Rede. „Hochwürden will nichts von dir."

Magdalene schlug die Hände, die Hände in den häßlichen Fäustlingen, über das Gesicht und weinte.

„Ja, wein' du nur, mich rührst du nicht! Zu Hohenbüchel habt ihr ausgespielt; zu Hohenbüchel weiß jedermann, daß ihr der seligen Stiegler'n das Herz gebrochen habt."

„Ich — ich!?" schluchzte Magdalene.

„Ja, du und deine Schwester, die Theatermamsell. Und das kommt zu unsereinem! . . . Red' nichts, sag' ich dir, geh!" Sie stieß den Kaffeenapf so heftig auf den Tisch, daß er in Scherben brach.

„Aber Resi!" sagte die Freundin. „Dein Sonntags-Fürtuch! Das ist sie wahrhaftig nicht wert. Mach', daß du

fortkommst, Diend'l," wandte sie sich an Magdalene, „du bringst Unglück ins Haus!"

Magdalene, blaß bis in die Lippen, nickte schweigend und ging. An der Thür drehte sie sich noch einmal um. Die Frauen waren mit der verunglückten Schürze beschäftigt . . .

Spät in der Nacht kam der Vikar im Grenzstädtchen an. Es schneite. Der Totengräber Jörg mit einer Laterne erwartete ihn. Hoffingott sah dem Alten ins Gesicht, dann ging er hinter ihm her. Auf der Brücke waren sie allein. Der Schnee wirbelte in der Luft, die Brücke und alles ringsum war schon weiß, nur der Fluß zog schwarz unter ihnen dahin.

„War die Lena in Hohenbüchel?"

„Ja, aber der Herr Vikar waren nicht da und das Telegramm von Hochwürden noch nicht angekommen und die Resi grade ein bissel harb. Und da ist das Madel bei der Kugelmühl' ins Wasser g'sprungen, aber so ung'schickt, daß man sie gleich wieder herausgezogen hat. Doktor Hollrieder war just in der Näh'. Er meint, sie kommt mit einem blauen Aug' davon."

Der Vikar fuhr mit dem Finger unter seine Brille. „Und wo ist sie jetzt?"

„Im Armenhaus, natürlich!"

„Leucht' voran!"

* *
*

Die wahre Winternacht im Gebirge! Seit acht Tagen, dem Tage der Rückkehr Magdalenens, hat es geschneit. Schnee lag auf den Bergen und im Thal. Ein starker Wind ging. Wer in einer warmen Stube war, schüttelte sich beim Gedanken an das Draußen. Eusebius Hoffingott saß in seinem Erkerchen im Erdgeschosse bei der Lampe. In einem Kranken-

stuhle nahe dem Feuer lag Magdalene. Sie litt am aussetzenden Fieber; heute hatte sie einen fieberfreien Abend und schlief fest. Base Resi hatte der Kranken gegenüber auf einem Schemel ihren Platz und strickte einen blauen Strumpf. Wenn der Wind wehte, hörte man den Schnee wie feinen Hagel an den Scheiben.

Nicht wie in jener Nacht nach dem vornehmen Besuche lehnte heute Hoffingott behaglich an der Wand; er stützte den Kopf in die Hände und dachte nach. Er ist aus dem Kampfe mit Base Resi und mit den Gemeinde-Räten und Ratschen als Held und Sieger hervorgegangen. Er erwartet den Verweis von oben mit der nötigen Fassung. Magdalene wird genesen und als Schwester der reichen Frau Engelbert, wenn auch nicht glücklich, doch geborgen sein. Dennoch ist und bleibt er aus seiner heiteren Ruhe aufgeschreckt. Gott, an den er stets beim Sonnenaufgang und beim Erglänzen der Sterne zuerst gedacht, den er in der Einsamkeit der Gletscherwelt und in seinen engen vier Wänden nahe gewußt hat, Gott ist ihm der gerechte und doch gütige Vater nicht mehr. Eusebius denkt über die Welt nach, und Frage reiht sich an Frage — er reicht mit seinen gewohnten Antworten längst nicht mehr aus. Einmal zweifeln heißt immer zweifeln. Und wie kann man leben mit solchen Zweifeln!

Er fühlte seine Augen naß werden.

Seine Liebe zu Gott war die echte, blinde Liebe gewesen. Wie Rabbi Gamsu hatte er für alles, was die Vorsehung eingerichtet und angerichtet hat, die Entschuldigung: „Auch das ist zum guten!“ Und jetzt, und jetzt — der Philosoph wird in alledem das Gesetz und in diesem Gesetz seine Ruhe und Versöhnung finden. Aber Hoffingott

war kein Philosoph. Fortan wird er, wenn die Frühlingsfluten von allen Bergen rauschen, nur noch an die Gefahr denken. Was ist die reifende Saat, das wachsende Kind, wenn nicht Gottes Hand über ihnen ist. Wenn der Gekreuzigte ruft: Gott, Gott, warum hast du mich verlassen! wer würde nicht bewegt, mag ihm Jesus von Nazareth ein anderer Prometheus oder Gottes Sohn sein. Milliarden haben diesen Ruf seither wiederholt — ist er darum weniger erschütternd?!

Hoffingott wischte die Thränen, die jetzt unaufhaltsam niederrannen, mit seiner großen braunen Hand von den Backen. „Allgütiger!" sagte er, „gib dich mir wieder! gib dich mir wieder!" — —

Was sind alle Leiden Werthers gegen diese unglückliche Liebe!

. . . Die Hausthür fiel ins Schloß, und jemand stampfte im Flur den Schnee von den Füßen. Pst! Pst! Hoffingott sah selbst nach und kam alsbald mit einem jungen Burschen zurück. Derselbe war Knecht eines Bergbauers; er kam drei Stunden Weges, um den Vikar zur alten Stallmagd zu holen, die im Sterben liegt und nach den heiligen Sakramenten verlangt.

„Der Herr Vikar kennt ja die alte Moid; es ist eine gar so rechtschaffene Person, und der Bauer thät' halt recht schön bitten. —"

„Versteht sich, versteht sich," sagte Hoffingott; „ich zieh' mir geschwind die Stiefel an und geh' in die Kirch'. Wärm' dich derweil und trink' ein Fraggele Schnaps!"

Der Knecht gab Resi das leere Glas zurück. „Vergelt's

Gott!" . . . Nach einer Pause, mit einem Blick auf die Kranke: „Eine Ihrige Verwandte?"

Resi zögerte sekundenlang, dann sagte sie: „Ja."

Die Thür wurde halb geöffnet, und Hoffingott winkte dem Knecht.

„B'hüt Gott!" sagte dieser zur Base.

„B'hüt Gott!"

Resi trat ans Fenster und wischte mit dem Strickzeug eine Scheibe ab. Sie sah im roten Schein der Laterne die zwei Gestalten vorüberschwanken. Dann knarrte das Kirchhofgatter. Der Wind warf den Schnee gegen die Scheiben. Sie trat zurück.

Bei dem Wetter und auf dem Weg! seufzte sie.

Still, Jungfer Resi! Wenn es außer der fadenscheinigen irdischen Gerechtigkeit eine ewige göttliche gibt, führt dieser Weg zum Himmel!

Ende.

Jeschua von Nazara.

Roman,

auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet

von

Paul Ador.

Zwei Theile in einem Bande.

Preis: Geheftet M. 6.60, gebunden M. 8.—

Jesus von Nazareth, ein Epos in Prosa!

Dies Werk zeigt uns in ernster würdigster Darstellung die hoheitsvolle Idealgestalt Jesu, nicht als Gott, sondern als Mensch, wie ihn die neuere historische Forschung uns kennen lehrt. Im farbenreichen Rahmen Alt-Israel's und in enger Gegenüberstellung zu zeitgenössisch wichtigen Charakteren wird er uns geschildert, frei von all dem Beiwerk, mit welchem im Laufe der Jahrhunderte das Bild des edelsten der Menschen umgeben worden ist.

Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit will diese Erzählung von dem Leben Christi geben. Mit glühender Begeisterung verherrlicht das tiefreligiöse Buch das Evangelium der Liebe und fesselt den Leser von Anfang bis Ende durch überraschend lebensvolle, oft wild bewegte dramatische Darstellung.

Beurtheilungen der Presse.

Frankfurter Zeitung Nr. 34 vom 3. Februar 1889.

Es ist ein etwas gewagtes Unternehmen, eine Figur, die den meisten Lesern in ganz bestimmten Farben und Umrissen erscheint, nun auf einmal in anderem Lichte und in einer anderen Zeichnung vorzuführen. Daß es ein Roman ist, thut weniger zur Sache; hat ja doch schon „Ben Hur" den Stifter des Christenthums und zwar sammt seiner Göttlichkeit, zu einer Romanfigur gemacht! Glücklicherweise ist die Evangelienkritik schon so tief in die gebildete Welt eingedrungen, daß es kein großer Schritt mehr bis zu dem Punkte ist, daß ein wirklicher Romandichter den Helden des Evangeliums rein menschlich darstellt, die Lücken der Geschichte poetisch ergänzt, und so das Resultat der Kritik in künstlerische Form bringt. Warum sollte es der Dichtkunst verwehrt sein, Jesus von Nazareth einmal menschlich zu erfassen, nachdem seine Vergöttlichung doch auch nichts weiter als Poesie gewesen ist? Die Aufgabe ist dem Dichter wohlgelungen; wir folgen mit Interesse dem Entwicklungs-

gange Jesu, seinen Studien in der Tempelschule, seinem Aufenthalt bei den Essäern und in Egypten, seinem Verkehr mit Johannes dem Täufer u. s. w., und es wird uns recht begreiflich gemacht, wie sein religiöses Ziel ihm immer klarer wird, wie aber auch die Katastrophe hereinbrechen muß, in der er seine Lehre vom liebenden Vater im Himmel und der Brüderschaft aller Menschen auf Erden mit einem gräßlichen Tode besiegelt. Der Verfasser hat Manches aus den Evangelien verwerthet, zuweilen in rationalistischer Deutung, was unseres Erachtens nicht gerade nöthig gewesen wäre; freilich schadet es der Darstellung auch nichts. Das Lokalkolorit ist ein recht lebhaftes; Landschaft, Menschen und Zustände sind vortrefflich gezeichnet. Einzelne Szenen — so aus dem Leben der Juden, der Essäer, der römischen Beherrscher des Landes u. s. w. — sind wahre Kabinetsstücke. Wem die Dogmatiker die Figur des Rabbi von Nazareth verleidet haben, der wird ihn in diesem Roman in ganzer Hoheit und edler Reinheit wieder finden, und wem dies Nebensache ist, der hat wenigstens eine ungemein fesselnde Erzählung vor sich.

Universum V. Jahrgang, Heft 17.

Der historische Roman „Jeschua von Nazara" ist eine ganz neue, eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Romanliteratur, welche in weitesten Kreisen Aufsehen erregen dürfte. Jesus Christus tritt uns hier in einer Gestalt entgegen, welche den Anschauungen unserer heutigen realistischen Zeit entspricht und doch den Stifter unseres Glaubens in viel edlerer und erhabenerer Weise uns vor Augen führt, als dies die lückenhaften und vielfach nicht recht verstandenen Schilderungen der Evangelisten thun können. Historische Wahrheit durch die Ergebnisse neuester Forschungen ergänzt, bildet die Grundlage des Werkes, geschickt hat es der Autor verstanden, durch seine Phantasie da passend auszufüllen, wo die vorhandenen Überlieferungen nicht ausreichten. Lese man das Buch vorurtheilsfrei durch, es bietet manch neuen Gesichtspunkt und Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen.

Frankfurter Journal Nr. 168 vom 4. März 1889.

Der Orthodoxie in ihrer starrsten Spielart mag das Werk ja ein Ärgernis sein, aber wir möchten nicht glauben, daß diejenigen, welche das Recht der freien Forschung, bei aller sonstigen Hochhaltung überkommener kirchlicher Dogmatik, tolerieren — und wer vermag heutzutage, sofern er auf Bildung Anspruch erhebt, dies Recht zu negieren, — an dem Buche Anstoß nehmen können. Jesus von Nazareth erscheint uns als die nämliche ideale Lichtgestalt, als welche die Bibel uns den Erlöser malt. Das Bestreben des Verfassers, den Apostel des Evangeliums der Liebe, losgelöst von den kirchlichen Ausschmückungen, nicht als Gott, sondern als einfachen Menschen erscheinen zu lassen, so wie dies mit den reifen Forschungen der Historie und der Naturwissenschaften in Einklang steht, darf als gelungen bezeichnet werden. Es ist das Streben nach Wahrheit, welches uns aus dem Buche auf jeder Seite entgegentritt und das neben der fesselnden, oft farbenprächtigen, oft rührend einfachen Schreibweise, namentlich im ersten Theil des Werkes, den Leser gefangen nimmt. Paul Ador ist ja nicht der Erste, der auf diesem Wege des religiösen Romans eine geläuterte Erkenntniß des Stifters unserer Religion in immer weitere Kreise tragen will. Wohl aber ist es ihm gelungen, der erhabenen Gestalt des edelsten Menschen, unter treuer Anlehnung an die Quellenforschung, neue Züge zu verleihen, welche ihn uns menschlich noch näher bringen, als dies seinen Vorgängern bei ihren Schilderungen des Lebens Jesu gelungen ist.

Fränkischer Kurier Unterhaltungsblatt Nr. 10 vom 3. Febr. 1889.

Wir können nicht geradezu behaupten, daß wir für derartige Versuche große Sympathien hätten. Der Kampf zwischen der strenggläubigen und negativen Richtung ist ein unaufhaltsamer, der selbst durch einen „historischen Roman" nicht verzögert werden wird. Wir versprechen uns deßhalb auch von derartigen mehr oder minder geschickt unternommenen spekulativen Versuchen keinen Erfolg. Zugestehen muß man übrigens, daß Paul Ador mit großem Geschick in dem Buche seinem Ziel zusteuert, daß er sehr anziehende Bilder des sozialen und kulturellen Lebens zu entwerfen

weiß und daß er über das ganze Rüstzeug der Geschichte verfügt. Aus diesem Gesichtspunkt bietet der Roman eine interessante Lektüre, selbst für Denjenigen, welcher an die „höhere Bestimmung" des „Romans" keinen Glauben hat.

Badische Landeszeitung Nr. 296 vom 14. Dezember 1888.

Durch ernste, würdige Darstellung, lebendige farbenreiche Schilderung, die sich bis zu den packendsten dramatischen Effekten steigert, wird der Leser vom Anfang bis zu Ende des Buches gefesselt.

Kieler Zeitung Nr. 12941 vom 28. Februar 1889.

Ein zwar nicht mehr absolut neuer Gedanke, aber gleichwohl ein noch überraschendes und vor allen Dingen kühnes Unternehmen ist es, das Leben Jesu in Form eines Romans zur Darstellung zu bringen. Denn abgesehen davon, daß der künstlerische Aufbau eines historischen Romans aus einem Material, welches aus Mythus, Tradition und geschichtlicher Thatsächlichkeit zusammengesetzt ist, an sich kein leichtes Ding ist, so darf der das Wagniß unternehmende Dichter bezüglich der Aufnahme seines Werkes von Seiten des Publikums mit aller Bestimmtheit auf im Wesentlichen zwei Schwierigkeiten äußerer Art rechnen, die geeignet sind, dem Erfolge eines noch so schönen Strebens Abbruch zu thun; die eine beruht in der sicherlich zu erwartenden apriorischen Verwerfung jedes derartigen Versuchs realistischer Darstellung an sich durch eine ehrliche oder gemachte Orthodoxie, die andere liegt in der schwer zu verwischenden Vorstellung von dem Leben und Charakter des biblischen Jesu, wie sie durch den Unterricht in Haus, Schule und Kirche bei der großen Menge von Jugend auf erzeugt worden und eingewurzelt ist. Was zu thun möglich scheint, um die Wucht dieser beiden äußeren Schwierigkeiten abzuschwächen, hat neuerdings Paul Ador in seinem „Jeschua von Nazara", gethan; ohne es absichtlich hervorzukehren, daß seine Auffassung von dem Leben und Wirken des großen Nazareners derjenigen des kirchlichen Dogmas widerspricht, und ohne an dem Seelenadel des Menschen Jesus nur ein Titelchen zu kürzen, hat Ador in seinem Roman ein Werk geschaffen, durch welches sich weder der von der Freiheit der Kunst ehrlich denkende Dogmatiker, obwohl seine Anschauung eine andere, beleidigt fühlen darf, noch das Gefühl ehrerbietiger Scheu der großen Menge vor dem edelsten aller Religionsstifter erschüttert werden kann. Und hat der Dichter es verstanden, die äußeren Hindernisse seines Erfolges, welche in der Negation und der Ungewohntheit seiner Anschauung bestehen, nach Kräften hinwegzuräumen, so hat ihm auf der anderen Seite beim Aufbau seines Werkes in Form und Inhalt eine künstlerische Befähigung zur Seite gestanden, und zugleich eine Kenntniß der einschlägigen geschichtlichen kulturlichen und topographischen Verhältnisse, die den Roman zu einem einheitlich wahren Kunstwerk machen, voll der gewaltigst wirkenden Scenen, voll interessanter kultureller Bilder, historischer Ereignisse und lebhaft kolorierter landschaftlicher Tableaux und menschlicher Portraits.

Nordhäuser Zeitung Nr. 22 vom 26. Januar 1889.

Nach eingehender Relation der Inhalts heißt es: Das Buch hebt sich durch die tiefe psychologische Durchdringung seines Gegenstandes weit empor über die Hochfluth der sog. „historischen Romane", in denen meist nur das Costüm mit einigem historischen Flitterkram aufgeputzt ist.... Wir müßten ganze Seiten ausschreiben, wollten wir seine Vorzüge in das hellste Licht stellen.